



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

Ein
ungarischer Nabob.

Roman.

Von

Moriz Jókai.

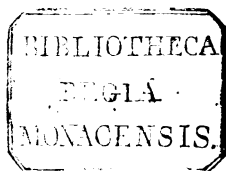
Deutsch von

Adolf Dux.

Erster Band.

Pest.

Verlag von Gustav Emich.
1856.



Buchdruckerei von Gustav Emich Universitäts-gasse Nr. 2.

Vorwort des Uebersetzers.

Der Dichter des vorliegenden Romans hat es für gut befunden, seinem Werke ein Nachwort beizufügen, in welchem er sich wegen mancher Mängel desselben rechtfertigt. Diese Mängel entspringen daraus, daß seine Dichtung ein Tendenzroman ist. Wir enthalten uns, diese Rechtfertigung des Dichters wiederzugeben, da sie eigentlich an die Leser des Originalwerkes gerichtet ist, und es dem Uebersetzer nicht obliegt, sich mit der Rechtfertigung, oder der Kritik des übersetzten Werkes abzugeben. Doch fühlen wir uns verpflichtet, dem deutschen Leser die Tendenz dieses Werkes zu bezeichnen. Sie geht dahin, dem

IV

Abel Ungarns, dem Hauptträger ungarischen Lebens den Weg vorzuzeichnen, den er in unserer Zeit zu gehen hat, und den er jetzt wirklich geht. Johann von Karpáthy, der „Nabob“, der Held dieses Romans, ist bei all seiner persönlichen Realität der Typus des ungarischen Adels, wie er gewesen ist. Er war reich, genußsüchtig, schwelgerisch, gedankenlos, und trug dennoch den bessern Kern in sich, der noch verwerthet werden sollte.

Ob der Dichter durch die Vermählung des alten „Nabob“ mit dem tugendhaften Bürgermädchen die Verbindung des Adels mit bürgerlichen Tugenden symbolisch ausdrücken wollte, wissen wir nicht. Aber bei der Tendenz des ganzen Werkes liegt diese Deutung nahe.

Bei der Zeichnung der Umkehr, wie sie im ungarischen Adel im dritten Jahrzehend unseres Jahrhunderts vorgegangen ist, durften die Männer nicht unerwähnt bleiben, welchen diese Umkehr zum großen Theil zu verdanken ist; und deshalb begegnen wir hier einem Stephan Széchenyi, und einem Nikolaus Wesselényi, die jedoch der Dichter nur mit ihren Taufnamen anführt.

Ferner fügen wir als Erklärung noch hinzu, daß

die Namen Eszkonai, Bajza, Szenvey und Brösmary, die im ersten Theil vorkommen, und neben welchen die Nummern 1) und 3) stehen, verehrten Dichtern angehören; daß der „gelehrte Palóc“ 2) eine zu seiner Zeit bestandene literarische Zeitschrift war, und daß die bei 4) genannten Namen ungarischen Aristokraten angehören, welche sich als Schriftsteller hervorgethan haben.

Indem wir noch hinzufügen, daß die meisten der in diesem Roman vorkommenden anekdotischen Züge der Wirklichkeit entlehnt sind, empfehlen wir den Dichter und sein Werk der deutschen Lesewelt.

Pest, im September 1856.

Der Uebersetzer.

Inhalt.

	Seite.
I. Zwei Sonderlinge aus dem Jahre 1822	1
II. Handel um die Haut eines noch lebenden Menschen	40
III. Am Grabe Rousseau's	65
IV. Die jungen Riesen	82
V. Die Laufbahn einer berühmten Künstlerin	105
VI. Die Theaterschlacht	123
VII. Chataquée	144

I.

Zwei Conderlinge aus dem J. 1822.

Ein stürmisches Wetter ist draußen auf der Pusta, der Himmel wolkig, die Erde kothig, der Regen strömt schon seit zwei Wochen, aus jedem Rinnsal ist das Wasser getreten, an der Stelle der Kornsaat wächst Schilf, zwischen dem theuern Mais machen sich jetzt Störche und Enten zu schaffen.

— Zu Medardi am Osttag, hat's angefangen, und jetzt wird es vierzig Tage lang fortregnen; wenn es aber so fort-dauert, so weiß ich nicht, wer der Noah sein, und Menschen und Vieh aus dieser theilweisen Sündfluth retten wird.

Diese klägliche Bemerkung machte der edle Herr Peter Bus, dem es vom grausamen Schicksal auferlegt war, auf dem Kereštuter Damm, im Szabolcser Komitat sich mit Gästen abgeben zu müssen, denn er war der Wirth der „halbs-brecherischen“ Tscharda.

Diese „halobrecherische“ Tscharda auf dem Kereßtuter Damm, in welcher Herr Peter Bus als Wirth lebte, war ein schöner Zufluchtsort. Seinen Namen hatte das wadere Haus nicht durch einen Zufall erhalten, sondern redlich verdient, denn kein Reisender war je ohne Gefahr hingelangt, etwas mußte am Wagen brechen.

Besonders bei solchem Wetter, wenn sich die Schleußen und Kanäle des Himmels öffnen, und es dem Menschen einfällt, um wie viel es besser wäre, wenn lieber die Erde Schleußen und Kanäle hätte; dann stürmte kein See an beiden Seiten des Dammes, dann wäre dieser nicht durchnäßt, und Niemand würde in dem aufgeweichten Damm versinken, und genöthigt sein, seinen Wagen selbst wieder flott zu machen.

Der Abend bricht an. Herr Peter Bus reitet eben vom Acker heim, und brummt, die Pfeife im Mund, vor sich hin. Ist die Pfeife nicht eine gute Erfindung? Sie hindert die Reute, laut zu fluchen.

— Das Heu hat der Teufel in ganzen Schobern geholt, das Korn liegt auf dem Felde. Alles wird des Teufels. In die ganze Wirthschaft hat der Donner geschlagen.

Der Leser muß wissen, daß ein Pustenwirth nicht vom Weinschenken lebt, er ist erst Bauer, und nur nebenbei ein Wirth.

Während er so vor sich hinbrummt, zeigt eine zweifelhafte weibliche Gestalt, von der man nicht gleich zu sagen weiß, ob sie sein Weib oder seine Magd sei, nach dem äußersten Ende des Dammes, der sich gegen die Theiß hinzieht.

— Kommt da nicht eine Kutsche?

— Das könnte ich brauchen, daß mir der Teufel noch einen Gast bringe, brummt Peter Bus; er schaut gar nicht hin, sondern geht in's Haus, um seine durchnässte Bunda am Heerd auszubreiten, und da brummt er weiter: Ich weiß nicht einmal, wo wir Brod für Geld bekommen, wenn unseres alle wird; und für Andere werde ich nicht darben.

Endlich schaute er doch durch's Fenster, daß er zu diesem Zweck erst abwischen mußte, und sah in ziemlicher Entfernung eine Kutsche mit vier Postpferden auf dem Damm mühsam fortkommen; beruhigt sagte er dann;

— Heute kommen die nicht her.

— Dann setzte er sich vor's Thor, und sah schmauchend, und mit seliger Befriedigung zu, wie sich die vier Pferde abarbeiteten. Der schwere Kasten macht auf den Federn ungeheu're Sprünge, zwei Männer mähen sich an beiden Seiten der Kutsche, und helfen ihr bald über kleine Hügel weg, bald heben sie die im Roth versunkenen Räder mit Schaufel und Stangen heraus, und nach errungenem Siege bewegt sich das Gefährte wieder einige Schritte vorwärts.

Mit fatalistischer Ergebung schaut Peter Bus dieser Mühsal zu; er könnte dem anlangenden Gast wohl mit seinen eigenen Pferden helfen; aber wozu das? Ist es jenem bestimmt in die Tscharda zu kommen, so gelangt er auch ohne Fremde Hilfe hin; ist es ihm aber nicht bestimmt, so muß sein Wagen brechen, und Sünde wäre es, der Vorsehung vorgreifen zu wollen.

Endlich bleibt die Kutsche mit allen vier Rädern in der

Mitte des Dammes so tief stecken, daß sie weder vor- noch rückwärts kann.

Die Leute dort schrien sich umsonst heiser, die Stränge rissen, die Pferde legten sich in den Roth nieder, und die Finsterniß brach herein. Herr Peter Bus schlug mit erleichtertem Herzen die Asche seiner Pfeife an seiner flachen Hand aus. Gott sei Dank, sagte er, heute kommt mir da kein Gast her, und mit Freude sah er, als er hineinging, daß der Wagenschoppen leer war, und das Federvieh da ein ruhiges Nachtquartier hatte. Auch er sammt seinem Gefinde legte sich nieder, denn die Kerzen sind theuer, auch das Feuer löschte er aus, und in seine Bunda gehüllt rauchte er eine Pfeife, und dachte, welch eine Dummheit es sei, sich bei so nassem Wetter auf den Weg zu machen.

Während Herr Peter Bus still im Herrn ruht, nahet dem Hause von anderer Seite Gefahr; auf jener Seite nemlich gegen Nyiregháza zu ist kein Damm, und das Wasser hat ungehinderten Spielraum. Wenn sich ein unbekannter daher verirrt, so möge er nur gleich sein Testament machen, denn da muß er zu Grunde gehen; wer hingegen mit den Geheimnissen dieses Baues bekannt ist, der kann drauf leichter fortkommen, als auf einer gebauten Straße, ja es gibt Kutscher, die in dieser Gegend lange als Betharen gelebt und dabei das ganze Labyrinth dieser Sümpfe und Hügel so ausstudirt haben, daß sie auch in später Nacht mit was immer für einer Kutsche dazwischen durchkämen.

Es mag schon fast Mitternacht sein, denn die Hähne dieser Halsbrecherischen Tscharda beginnen nach einander zu krä-

hen, als plötzlich ein Lichtschein sichtbar wird; zwölf bewaffnete Männer kommen mit brennenden Fackeln und begleiten eine Kutsche und einen Bauernwagen; der Wagen geht voran, um der Kutsche als Beispiel zu dienen, und damit letztere den Ort vermeide, wo der erstere versinkt. Die Fackelträger sind Haiduken mit eigenthümlicher Livrée, sie haben Esafos mit einem Busch weißer Pferdehaare, rothe Dolmánn's mit gelben Schnüren und darüber jeder ein Wolfsfell gegen den Niesregen. Im Sattel hat jeder von ihnen ein Beil und zwei Pistolen. Bis zum Gürtel ginge diese Uniform noch an, aber unterhalb desselben haben sie nur Leinwand-Beinkleider mit kurzen Fransen am Saume, ein Kleidungsstück, das mit dem Dolmánn aus scharlachrothem Tuch nicht zusammenpaßt. Sehen wir jetzt nach dem Wagen; vier gute Bauernpferde sind daran gespannt, deren Mähnen beinahe im Wasser schwimmen, die Zügel hält ein alter wild aussehender Kutscher in der Hand. Der gute Junge schläft, denn seine Pferde kennen ja den Weg gut; nur wenn sie die Zügel in seiner Hand stark anzerren, erwacht er, und ist dann nicht wenig böse auf seine guten Pferde. Inwendig war der Wagen in seltsamer Weise besetzt; obwohl der Rücksitz leer scheint, machen sich's doch in dem vorderen, dem Kutscher am Rücken zulehrend, zwei Männer mit unbestimmter Gestalt bequem; wer und was sie seien, läßt sich nicht sogleich sagen, denn sie sind völlig eingehüllt in ihre Pelze, haben die Kapuzen derselben über den Kopf gezogen, so daß man von ihrem Gesicht gar nichts sieht, und außerdem sind sie in Schlaf versunken; sie nicken mit ihren Köpfen bald rechts

halb links, und erwachen nur zuweilen, wenn der eine oder der andere mit dem Kopfe an eine Wagenkette gerathen ist, oder wenn sie mit den Köpfen an einander gestoßen; aber sie schlafen jedesmal wieder ein. Der hintere Theil des Wagens ist mit Rogen bedeckt, deren Hügel vermuthen lassen daß allerlei darunter ist; die Stelle des hintern Stüzes bewegt sich zuweilen und man geräth auf den Gedanken, daß sich dort etwas Lebendiges befinden müsse, um dessentwillen die beiden in Pelz gehüllten Männer sich mit den schlechteren Platz begnügten; nach langem Kämpfen gelingt es der geheimnißvollen Person unter der Decke sich den Kopf frei zu machen, und wir sehen einen prächtigen Windhund. Also ihm gebührte der Ehrensiß, er schien es auch zu fühlen; er setzte sich aufrecht, und gähnte würdevoll, dann kratzte er sich seine gnädigen Ohren mit seinen langen Füßen, und schüttelte seine stählerne Halskette, und als eine impertinente Bremse mit aller Gewalt mit ihm bekannt werden wollte, schnappte er nach ihr. Nachdem er diese Unterhaltung auch schon satt hatte, wendete er seine Aufmerksamkeit seinen schlafenden Gefährten zu; er war eben in guter Laune und als der längere der beiden Männer ihm im Schlummer fortwährende Blicklinge machte, erhob der humoristische Windhund eine Vorderpfote, und streifte damit über das Gesicht des Schlafenden. Dieser brummte darauf: „Lassen Sie mich in Ruhe, gnädiger Herr!“

Sehen wir nach der Kutsche; sie wird von fünf Vollbluthengsten gezogen, deren jeder sein buntes Riemenzeug schüttelt. Zwei dieser Pferde sind an der Deichsel, und drei vorn,

die Glöckchen am Halse haben, damit entgegen kommende Wagen sie hören, und rechtzeitig ausweichen können. Auf dem Bod sitzt ein alter Kutscher mit verbräuntem Pelz; er hat den Auftrag, wohin immer er fährt, niemals zurück in den Wagen zu schau'n, weil er dann sogleich niedergeschossen würde. Da aber wir diesen Schuß nicht zu fürchten haben, so sehen wir, wer in dem Wagen sitzt. Da sitzt ein Mann bei Jahren, bis zum Knie in einen Wolfspelz gehüllt, mit einer Astrachan Mütze auf dem Kopf, die bis zu den Augen niedergezogen ist. Die Züge und Augen, die nicht verhüllt sind, überraschen den Beschauer; aus diesen Augen leuchtet eine verirrte Seele, die vielleicht zu ungewöhnlichen, großen Ideen berufen war, aber vom Geschick, von der Umgebung, durch Nothzeit veranlaßt, das Ungewohnte in kleinlichen Dingen suchte, und jetzt wie über sich selbst erschauert, dahinstarrt; das ganze Gesicht, fett, aber farblos, mit seinen ecklen, aber in bizarre Ecken verzerrten Zügen, diese starken Augenbrauen, dieser vernachlässigte Schnurbart machen beim ersten Anblick eine abstoßende Wirkung, aber wer länger hinschaut, der versöhnt sich nach und nach mit diesen Zügen; besonders, wenn die Augen verschlossen sind, und der Schlaf die zerwühlten Züge glättet, so erhält dieses Gesicht ein so patriarchalisches Aussehen, daß man sich mit kindlicher Verehrung hingezogen fühlt. Noch auffällender ist der Umstand, daß sich an beide Seiten dieses Alten zwei rothwangige Bauernmädchen schmiegen, von deren ernstern, ja bekümmerten Gesichtern sich schließen läßt, daß diese Mädchen in Folge irgend eines Muthwillens dasitzen.

Den alten Mann fröbelt's in der kalten feuchten Nacht, der Wolfspelz ist nicht genug um ihn warm zu halten, darum hat man zu ihm die beiden jungen Mädchen gesetzt, damit der lebenskräftige Magnetismus seinem abgelebten Körper Wärme verleihe. Er hatte rasch gelebt, und hörte schon vor seinem Tode auf zu leben, er war jetzt nur mehr ein Gespenst, abgestumpft, und lebte nur wieder auf, wenn neuer Kritz, ein neuer toller bizarrer, außerordentlicher Einfall, ihn aus seinem geistigen Scheintode erweckte.

Auch jetzt hat ihn mitten in der Nacht ein solcher Einfall aus seinem entfernten Kasten gebracht; er konnte die ganze Nacht nicht schlafen, fand an nichts Freude, und endlich fiel's ihm ein nach der halabrecherei'schen Tscharda zu gehen, den Wirth zum Streit zu reizen, der ohnehin aufgereggt sein wird, weil er des Nachts wird aufstehen müssen, und der fluchen wird, wenn man von ihm Speise und Trank verlangt; aber für das alles wollte er ihn dann von seinen Haibucken gut durchbläuen lassen. Der Wirth ist ein Edelmann, der ganze Spaß wird einige tausend Gulden lassen, aber die Unterhaltung ist so viel werth.

Darum hat er seine Leute aufgeweckt, darum hat er anspannen und Fackeln anzünden lassen, darum machte er sich um Mitternacht mit zwölf Haibucken auf den schlimmen Weg, und nahm zu essen und zu trinken mit, um nach der Ausführung des Scherzes ein Mahl zu halten; dabei vergaß er nicht jener drei Personen, die ihn am meisten zu unterhalten ten pflegten, und die dort in dem Bauernwagen fahren. Die eine ist der Bieblingwindhund, die andere der närrische

Zigeuner, und die dritte der Poet, die hier treulich beisammen sitzen. So bewegt sich der nächtliche bizarre Zug unter dem Schnauben der Pferde, bei Fackelschein vorwärts, der gefährlichen Tscharda zu, die von fern und bei der Täuschung der Nacht ein Schloß zu sein scheint. Als sie angelangt waren, wurde dem einen Haibuden befohlen, den Wirth aufzuwecken und ihn mit „Ihr“ anzusprechen; dieses „Ihr“ war für einen Edelmann, und wäre er auch nur ein Wirth gewesen, eine wahrhafte Injurie. Zu dem war der edle Herr Peter Bus bekannt dafür, daß man bei ihm nicht lange zu betteln brauchte, daß er eine Grobheit sage, und daß man von ihm nichts leichter erhalten könne, als ein paar Flüche; ein schiefer Blick genügte, und er war zum Streit gereizt, und wenn ihm Jemandes Gesicht nicht gefiel, oder wenn es Jemand wagte gegen das, was er gesagt, zu raisonniren, oder gar ihm den Titel edler Herr zu versagen, so gärbte er ihm gewiß das Fell; das Wagniß ihn mit „Ihr“ anzusprechen, haben nur einmal zwei Pataker Studenten glücklich ausgeführt, und die hatten ihr Glück nur dem Umstande zu danken, daß sie sich im Schilf verbargen, denn der Wirth ritt ihnen nach, sobald sie fort waren, und wollte sie mit einer großen Eisengabel todtstechen.

Also diesen wackern Herrn weckte der Haibud, indem er dabei mit großem Lärm an das Fenster pochte, mit folgenden Worten auf:

— Steht schnell auf, Wirth, kommt heraus, und bedient uns.

Als hätte man ihn mit kaltem Wasser übergossen, so sprang

Peter Bus nach diesen Worten aus seinem Bette, ergriff sein Beil und ging vor Wuth in den Kasten anstatt nach der Küchentüre; als er endlich durchs Fenster blickte, und die vielen Bedienten sah, die das Haus mit ihren Fackeln beleuchteten, so wußte er gleich, mit wem er es zu thun habe. Er merkte, daß sie ihn ärgern wollten, und nahm sich zum Spaß vor, ruhig zu bleiben. Er hängte sogleich wieder das Beil an den Nagel, setzte die Pelzmütze auf, hüllte sich in seine Bunda, und trat in den Hof hinaus.

Alle angelangten Gäste waren damals schon im Vorhaus; in ihrer Mitte, von seinen Leibgarden umgeben der gnädige Herr mit einem bis zum Knie reichenden und mit großen goldenen Knöpfen besetzten Attila, seines Körperumfangs wegen den Kopf etwas nach rückwärts gebeugt, und auf einen spanischen Rohrstoß mit großem goldenen Kopf, gestützt. Erst jetzt fiel es auf, wie schlecht zu diesem Gesicht dieser spöttische zankflüchtige Ausdruck paßte, der jetzt seine jovialen Züge ganz entstellte.

— Kommt näher! rief er dem Wirth mit erzwungenem gereizten Tone zu; öffnet ein Zimmer, und behandelt uns als eure Gäste; gebt uns Wein, Tokajer und Mèneser, Fasane, Artischoken und Krebsragout. Der Wirth nahm demüthig seine Mütze ab, und antwortete ruhig und kalten Blutes.

— Sei mir der gnädige Herr willkommen, ich will Ihnen mit allem dienen, was Sie befohlen haben, nur muß ich um Vergebung bitten, daß ich keinen Tokajer und Mèneser habe; auch meine Fasane sind noch nicht gemästet, und die Krebse sind, wie Sie sehen mögen, alle unter Wasser gesetzt; ich

mußte mir denn diese zwölf Krebse für meine Rache ausbitten.

Das war eine Anspielung auf die scharlachrothe Montur der Halbdackeln, und der Einsall nahm sogleich die Aufmerksamkeit des großen Herrn in Anspruch.

Es gefiel ihm, daß der Wirth so vertraut mit ihm sprach. Das belustigte ihn, obwohl er es nicht erwartet hatte.

Der Zigeuner-Narr steckte jetzt sein schwarzes Gesicht hervor, das mit jedem Nohren hätte wetzeln können; seine beiden Ketten weißer Zähne dem Wirth zeigend, fing er an auf seinen Fingern herzuzählen, was er noch brauche.

— Ich brauche nichts Anderes, sagte er, als eine Schüssel Kanarienvögeleier, das Fett eines saugenden Reh's, und Salze von Fliegenknorpel, ich esse nie etwas Anderes.

— Schade, daß ein solcher Herr sich den Magen mit solchen Dingen anfällte, sagte Peter Bus, ich will Ihnen mit einem Zigeunerbraten aufwarten.

— Das bitte ich mir aus, schrie der Narr, der ist mein Vetter, den dürft Ihr nicht braten.

Der alte Herr fing an über diese geschmacklosen Spässe zu lachen, — so was unterhielt ihn; und daß der Wirth seinen Geschmack traf, das änderte seine Absicht in Bezug auf Letzteren völlig.

— Also was könnt ihr euren Gästen auftragen? fuhr er fort.

— Alles, gnädiger Herr; nur ist das, was ich gehabt habe, alle geworden, was ich haben werde, das ist noch weit, was ich aber haben sollte, das habe ich nicht.

Dem gnädigen Herrn gefiel diese lange Beschreibung des Nichts so sehr, daß er in lautes Gelächter ausbrach.

— Was ist Gyárfás, wo steht der Post? rief er; aber der Kame stand neben ihm, mit auf den Rücken geschlagenen Händen, mit einem knochenbärren Gesicht, und die ganze Szene mit Unmuth anschauend. Frisch, Gyárfás, sagt mir ein paar Verse auf die Tscharda, wo man nichts zu essen bekommt.

Gyárfás senkte die Augenlider, spannte den Mund weit auf, und sich mit den Fingern auf die Stirn trommelnd, extemporirte er folgendes Distichon:

„Nichts zu essen ist da, und leer steht ewig die Schüssel,
Ewige Faßten sind hier, und kein Türke kommt her.“

— Was ist das für ein Geschwätz! was geht diese Tscharda den Türken an?

— Sie geht ihn sehr viel an, antwortete Gyárfás. Wenn man hier nichts zu essen bekommt, so kann auch kein Türke herkommen, um zu essen; folglich sind meine Verse richtig.

— Da wachsen Eichen und Hörner beisammen, sagte der große Herr darauf; und als ob er plötzlich etwas gesehen hätte, sagte er zum Wirth: Habt ihr Mäuse?

— Sie gehören aber nicht mir, denn ich bin hier nur Pächter, wenn übrigens eine oder die andere fehlt, so brauche ich darüber nicht Rechnung abzulegen.

— Also laßt uns eine Maus braten.

— Nur eine?

— Zum Henker! die paar Leute werden doch wohl mit einer Maus ausreichen.

— Ich will Ihnen dienen, gnädiger Herr, sprach der Wirth, und rief die Kagen in die Kammer. Er brauchte nur die Ränge wegzurücken, und man hatte eine reiche Auswahl, — das heißt die Kage hatte sie.

Die ganze Gesellschaft war überzeugt, daß hier ein thätiger Spas folgen werde, und man lachte im Voraus.

Herr Peter Uns schloß indeß für die Gäste seine große Stube auf, in deren einer Ede ein leeres Bettgestelle, und in den andern eine Hefel stand. Man hatte daher die Wahl; wer nicht im Bettgestelle liegen wollte, der konnte sich auf die Hefel legen.

Die Haiducken luden indeß den Bauernwagen ab, schleppten Polster, Teppiche, Feldsessel und Tische herbei, und verwandelten die kahle Stube in einem Augenblick in ein komfortables Gemach. Der Tisch wurde mit silbernen Schüsseln und Bechern bedeckt, und aus dem Eise silberner Kühlwannen ragten die schlanken Hälse venetianischer Flaschen hervor, deren Inhalt lockend zu sein schien.

Der große Herr legte sich der Länge nach auf ein für ihn aufgeschlagenes Feldbett, seine Haiducken zogen ihm die Stiefel mit den großen Sporen von den Füßen, das eine Bauernmädchen setzte sich ihm zu Häupten, und kraute ihm sein graues Haar, die andere saß bei seinen Füßen, und frotirte sie mit Flanell. Gyárfás, der Poet, und Vidra der Narr standen vor ihm, in einiger Entfernung die Haiducken, und der Windhund lag unter dem Bett.

Das war die Umgebung eines der reichsten Magnaten Ungarns; Haiducken, Narren, Bauernbörnen; und Jagdhunde,

Es war aber lauter anderleſenes Volk; die Haiduden waren die ſtärkſten, die man finden konnte, die Dirnen die ſchönſten, der Hurr war von der ſchwärzeſten Gattung Zigeuner, und der Poet einer der ſeltſamſten Rauze in ganz Ungarn.

Unter den zwetbeinigen ungefederten Beſtien hat es immer welche gegeben, die ihren Kläzenen in geſchriebenen oder gedruckten Verſen zu Geburts- und Namenstagen, zu Hochzeit und Tauffeſten, ja auch manchmal zum Begräbniß etelhaſten Weihrauch ſtreuten, und den Namen Poet in den Roth traten. Es gibt auch heute noch einige aus den guten alten Zelten übrig gebliebene Exemplare, die von Palaſt zu Palaſt ſchleichen, und für Schmeichelelen Brot eintauiſchen. Ein bitteres Brot das.

Indeſſen wurde die Maus gebraten. Der Wirth ſelbſt brachte ſie herein, ſie lag mitten in einer großen ſilbernen Schüſſel, von geriebenem Meerrettig umgeben, und ein grünes Petersilienblatt im Munde.

Dieſes Gericht wurde mitten auf den Tiſch geſtellt.

Zuerſt bot es der große Herr den Haiduden an. Aber ſie ſchüttelten den Kopf, endlich rückte der älteſte unter ihnen mit den Worten hervor:

— Wenn mir der gnädige Herr dieſe Tſcharda ſammt dem Wirth übergeben, dann greiſe ich zu.

Jetzt kam die Reihe an den Poeten.

— Pardon, Euer Gnaden; — ich will lieber den beſingen, der ſie iſt.

— Alſo, du Widra; lange zu.

— Ich gnädiger Herr? sprach er, als hätte er nicht recht gehört.

— Na warum fürchtest du dich denn? Als du noch im Zelt wohntest, fiel mir ein Ochse an der Tollwuth, und ihr habt ihn aufgeessen.

— Das war damals, gnädiger Herr; wenn ein Faß Wein aus Ew. Gnaden Keller toll geworden wäre, so hätten wir es auch getrunken.

— Na lange zu, dem Gericht zu Ehren.

— Aber mit einem solchen Thier hat sich ja nicht einmal mein Großvater abgegeben.

— Sei gescheidter als dein Großvater.

— Ich werde gescheidter sein für hundert Gulden, sprach der Narr und fragte sich sein Kraushaar,

Der große Herr nahm aus der Tasche seines Dolmans eine große volle Briestafche hervor, und ließ, indem er sie öffnete deren Inhalt sehen.

Der Narr schielte hin, und sagte wieder: für hundert Gulden thue ich's meinetwegen.

— Wir wollen sehen.

Der Narr knöpfte seinen Frack auf (denn beiläufig gesagt, der große Herr ließ seinen Narren im Frack gehen, ein Kleidungsstück, das ihn sehr sonderbar dünkte; oft ließ er ihn nach der neuesten Mode kleiden, und glaubte, er müsse sich darüber zu Tod lachen) also der Narr knöpfte seinen Frack auf, sein dummes rundes Gesicht wurde jetzt beinahe viereckig, er zog seine bewegliche Kopfhaut einigemal auf und nieder, wodurch sich auch der Wald seiner ungekämmten Haare vor- und

wärts bewegte wie der Schopf eines Wiebekopfs, dann ergriff er das anwidernde Thier bei jenem Theile, der vom Kopf am entferntesten ist, hob es so in die Luft, schnitt ein häßliches Gesicht, schüttelte den Kopf, schloß die Augen, öffnete mit verzweifelter Entschlossenheit den Mund, und in einem Nu war die Maus verschwunden.

Der Narr konnte nicht sogleich sprechen, er griff sich nach der Kehle; es ist keine Kleinigkeit ein ganzes vierfüßiges Thier auf einmal zu verschlingen; aber die andere Hand streckte er zu gleicher Zeit nach dem Herrn hin, und stöhnte beinahe erstickend: Meine hundert Gulden!

— Was für hundert Gulden? fragte der Herr; habe ich gesagt, daß ich dir hundert Gulden gebe? Du sollst dich noch bedanken für einen so seltenen Braten, wie ihn selbst dein Großvater nicht gegessen hat, und nicht daß ich noch zahlen muß.

Ueber den Spaß wurde nun gelacht; aber plötzlich verging allen die gute Laune, denn der Narr wurde blau und grün zugleich, seine Augen standen weit hervor, er warf sich auf seinem Stige hin und her, konnte nicht sprechen, zeigte wie erstickend, auf seinen geöffneten Mund, und fing an sich zu krümmen.

— Da hat man's! sie ist ihm in der Kehle stecken geblieben, riefen Mehrere.

Der große Herr erschraak sehr, das konnte dem Spaß eine sehr ernste Wendung geben.

— Schüttet ihm Wein in den Mund, damit er sie hinabschwemme.

Die Haiduden griffen sogleich nach den Flaschen, und begannen dem Narren den guten Erlauer und Meneser Halbeweise einzugeben; er kam nach und nach schwer athmend zu sich, und stammelte, indem er sich die Augen rieb, unverständliche Worte.

— Na, da nimm die hundert Gulden! sprach der Herr, der sich von seinem Schrecken kaum zu erholen vermochte, und den von den Ufern des Todes zurückgekehrten Narren gern versöhnen wollte.

— Ich danke, ächzte dieser jämmerlich, ich brauche kein Geld mehr, mit der Fischotter *) ist's aus; wenn noch ein Wolf die Fischotter getödtet hätte, aber nein, so eine nieverträchtig kleine Maus hat's gethan.

— Na, mach keine Dummheiten, es wird dir ja nichts sein, da hast du noch hundert Gulden, sei vernünftig, es ist doch schon vergangen; schlägt ihm ein wenig auf den Rücken; bringt den Rehbraten, der wird die Maus schon hinabbrücken helfen.

Der Narr bedankte sich für die Schläge, die man seinem Rücken erteilte, und als man ihm den Rehbraten vorsetzte, machte er sich daran mit dem zweifelhaften Gesicht eines Kindes, das nicht weiß, ob es weinen oder lachen solle, und das bald lacht bald wieder heult; also mit einem solchen Gesicht machte er sich an den schmachhaften kalten Braten, der fein gespißt, in gutem gepfefferten Rahm bereitet wurde; er begann davon sich so große Bissen in den Mund zu schieben, die größer sind als die größte Maus der Welt. Das beruhigte endlich den Herrn. Der Narr aß mit jämmerlichem

*) Gyárfás heißt Deutsch Fischotter.
Nabob 1. Theil.

tläglichen Gesichte fort, er winkte dem Windhund, und warf große Bissen in die Luft, welche der Hund geschickt auffchnappte; endlich sagte er traurig, als sollte er eben den letzten Bissen mit ihm theilen: da Mathes! (Der große Herr gab seinem Narren einen Thiernamen, seinen Hunden aber Menschennamen.)

— Da der Spaß dennoch gut ausfiel und er von seinem Schrecken erlöst wurde, forderte der große Herr Gyárfás auf, hierauf ein Gedicht zu improvisiren; der Poet fragte sich die Nase und sprach:

Paßt die kleine Maus nicht in den Schlund des Zigeuners,
Dreht er sich rechts, und links, und sein Auge weint.

— Ei ihr seid ein unerschämter Dieb! rief der Herr, die letzte Zeile ist ja von Gyöngyösi gestohlen, der Aehnliches von dem in die Klemme gerathenen Rauchfanglehrer schrieb.

Pardon! sprach der Poet mit unerschütterlichem Gleichmuth, das ist eine poetische Lizenz; die Poeten dürfen von einander stehlen, und man nennt diese Figur Plagium.

Auf einen Wink des Herrn trugen die Haiduden die mitgebrachten kalten Speisen auf, der Tisch wurde vor ihn hingestellt, während er auf seinem Bette ausgestreckt blieb; ihm gegenüber nahmen auf drei Feldstühlen seine drei Lieblinge Platz: der Narr, der Hund, und der Poet.

Der Herr bekam nach und nach Appetit, als er diese drei essen sah; der Wein verbrüberte sie allmählig, der Poet begann den Zigeuner mit Guer Gnaden zu tituliren, und der Narr diente seinen Herrn, der nach einander schaalte Wige über die Maus machte, über welche die zwei andern laut la-

chen mußten. Als der Herr dann endlich selbst schon glaubte, man könne von der Maus in gar keiner neuen Wendung mehr sprechen, da griff der Zigeuner in seine Brusttasche, und rief: da ist die Maus! Er holte sie auch wirklich aus der Tasche hervor, wohin er sie unmerkelt hatte gleiten lassen, während die erschrockene Gesellschaft glaubte, er habe sie verschlungen und ersticke daran.

Da, Mathes!

Der Windhund verschlang nun das Corpus delicti wirklich.

— Du betrügerischer, nichtswürdiger Schurke! rief der Herr, so betrügst du mich? ich lasse dich dafür aufhängen. Haiducken bringt einen Strick, er muß da an den Tragbalken gehängt werden.

Die Haiducken thaten sogleich, was ihnen befohlen wurde; sie ergriffen den fortwährend lachenden Zigeuner, stellten ihn auf einen Stuhl, warfen ihm die Schlinge um den Hals, zogen das Ende des Strickes über den Tragbalken, und stießen dann den Stuhl um, auf welchem der Zigeuner stand.

Der Narr stieß und zappelte mit allen Gliedern, aber das nützte nichts; sie ließen ihn nicht los, bis ihm wirklich der Athem auszugehen anfang, und als sie ihn herunter ließen, sagte er zornig: ich sterbe! Ich bin kein Narr und werde mich nicht mehr aufhängen lassen, da ich doch ehrlich sterben kann.

— Stirb nur, rief der Poet, fürchte dich nicht, ich werde schon für dein Epitaphium sorgen.

— Ich sterbe auch, sagte der Narr, legte sich in aller Länge auf die Erde nieder, und schloß die Augen.

2*

Gyárfás war mit dem Epitaphium sogleich fertig :

Hier, du Zigeuner, liegst du, und wirst nun nimmer mehr lachen,
Der du ein Geiger warst, bist jetzt die Geige des Tod's.

Und der Zigeuner bewegte sich nicht weiter. Er war ausgestreckt, starr, sein Athem stand still, vergebens kitzelte man ihn an der Nase und an den Fußsohlen; er bewegte sich nicht. Dann hoben sie ihn auf den Tisch, stellten rings um ihn brennende Kerzen, wie um einen Katafalk, die Haibucken mußten singen wie bei einer Leiche, aber sie sangen nur allerlei närrische Lieder, und der Poet mußte sich auf einen Sessel stellen, und die Leichenrede halten.

Der große Herr lachte so sehr, daß ihm beinahe der Athem ausging.

Während das alles in dem einzigen Gastzimmer der halbrecherischen Tscharda vorging, näherten sich dem ungastfreundschaftlichen Hause neue Gäste. Es waren die Inhaber jener unglücklichen Kutsche, die auf dem Kerepütter Damm vor unseren Augen, und vor denjenigen des Wirths im Roth stecken geblieben ist; und nachdem es drei Stunden hindurch trotz aller angewendeten Anstrengungen nicht gelingen wollte, das stecken gebliebene Gefährte wieder flott zu machen, brachte die Roth den im Wagen sitzenden Herrn auf den Einfall, sich von einem Menschen auf dem Rücken nach der Tscharda tragen zu lassen. Er setzte sich also auf den Rücken eines Zägers, eines muskulösen, breitschulterigen, böhmischen Burschen, ließ seinen Diener bei der Kutsche zurück, damit er auf das Gepäck Acht gebe, ließ den Kutscher mit der Wagenlaterne vorangehen, und gelangte auf so sonderbare Art

nach der Tscharda. Der kräftige Böhme stellte ihn dort im Vorhaus ab.

Es wird von Interesse sein, daß wir den neuen Ankömmling, so gut es im ersten Augenblick möglich ist, kennen lernen. Sein Anzug gab zu erkennen, daß er kein Unterländer sei. Nachdem er seinen Mantel mit kurzem Kragen „à la Quiroga“ abgelegt hatte, sah man, er sei nach einer Mode gekleidet, daß er heutzutage gewiß einen Auflauf veranlassen würde, wenn er sich so sehen ließe. Diese Mode nannte man damals „à la Calicot.“ Auf dem Kopf trug er einen niederen Hut, ungefähr von der Gestalt eines Bratkeffelschens, mit einer so schmalen Krümpe, daß man kaum begreifen kann, wie er diesen Hut abnehmen könne. Unter diesem Hut quillt an jeder Seite ein Busch gekräuselter Haare hervor, die so viel und haushig sind, daß sie über die Krümpe hinaufragen. Sein Gesicht ist rasiert, nur hat er einen Schnurbart, dessen gewichste Spitzen drohend in die Höhe ragen; der Hals steckt in einer hohen, steifen Kravatte, und das Kinn zwischen zwei hohen, spitzigen Vatermördern, so daß er es nicht bewegen kann. Die Taille seines dunkelgrünen Fracks befindet sich beinahe unter den Schultern, aber die Schöße reichen bis unter die Knie hinab, und der Kragen ist so hoch, daß er darüber kaum hinwegsehen kann, die messingenen Knöpfe des Fracks sind nicht größer als ein Kirschkern, die Ärmel aber sind übermäßig weit, und haushen sich an den Schultern hoch auf. Sein wachsgelbes Gilet ist von dem großen herausgebogenen Jabot beinahe bedeckt. Ferner trägt er Beinkleider „à la Cosaque,“ die nach unten immer wei-

ter werden, und Ausschnitte haben, aus welchen die Schuhspitzen hervorgucken. Unterhalb des Gilets hängen allerlei klingelnde *Joujoux*, an den Stiefeln trägt er ungeheure Sporen, die so lang sind, daß er einem hinter ihm gehenden Menschen die Augen damit ausstechen könnte, wenn man nicht Acht gibt. So kriegerisch war damals die Mode, in einer Zeit übrigens, in der es keinen Krieg gab. Vervollendet wurde das Ganze durch ein kleines Stäbchen mit einem aus Elfenbein gebrechelten Vogelkopf, den jeder, der mit der Mode vertraut war, zwischen den Lippen herumzudrehen pflegte; befand sich an dem Vogelkopf ein Pfeifchen, so war es sehr vornehm, damit zu pfeifen.

Ein solcher Mann war der eben angelangte Gast, und ich glaube, wir kennen ihn schon vollständig, nachdem wir mit seiner Kleidung bekannt sind. Die damaligen Modedictatoren veränderten auch ihre Sitten, Manieren, ja sogar ihren Charakter, je nachdem es die Mode verlangte.

Zur Zeit der „*jeunesse d'or*“, der „goldenen Jugend“ trug die Modewelt große knotige Stöcke, und in den Pariser Salons wurde es Mode, den Buchstaben „r“ gar nicht auszusprechen; und diese Mode erstreckte sich bis nach Koblenz, so daß, als die eleganten jungen Herren die *Noble-Garde* Ludwigs des XVIII. anführten, die Soldaten sie wegen des verschluckten „r“ nicht verstanden.

In der *Calicot-Zeit* hingegen trugen sich sogar die Bedienten wie die Soldaten, und die ganze elegante Welt sprach so harte „r“ aus, als ob sie voller Zorn wäre.

Zur Zeit des „*chapeau à la Minerve*“ war es Mode, re-

publikanisch zu sein, und römische und griechische Namen zu haben; der „chapeau à la Robinson“ und die „cravatte à oreilles de lièvre“ (Kravatte mit Hasenohren) machten napoleonische Sympathien zur Bedingung; hierauf kam der „chapeau à la russe.“ Und zu jeder Zeit waren die Menschen gleich bereit, die Kleider, die Grundsätze und den Charakter zu wechseln, zuweilen änderten sie sogar auch den Namen, wie Einer unserer Landsleute, ein Ungar, der von 1790 bis 1820 alle Phasen der Pariser Mode durchgemacht hat; ursprünglich hieß er Báry, während der römischen Mode wurde hieraus Varus, als Alles französisch sein wollte, nannte er sich de Var, als die polnischen Sympathien Mode waren Warshy, später Waroff, und endlich kam er als Herr von War nach Hause.

Aber es ist nicht der, der vor uns steht.

— *Ventre bleu! Sacre bleu!* rief der Ankömmling (so viel hatte er aus Veranger gelernt), als er die Küchenthüre einstieß, und seinen vom Regen durchnästen Mantel schüttelte. Was ist das für ein Land! Heda! Licht! ist kein Mensch zu Hause!

Jetzt schritt Herr Peter Bus heraus, mit einem Lichte in der Hand; nachdem er den Ankömmling und dessen Diener genug angestaunt hatte, fragte er mit ungemeiner an ihm durchaus nicht gewohnter Bereitwilligkeit: „Was befehlen Sie?“ dabei sah man ihm aber an, daß er nichts geben werde.

Der Fremde sprach gebrochen ungarisch, und in seiner Aussprache hörte man irgend einen fremden Accent.

— Mille tonneres! kann man hier nichts anderes als ungarisch?

— Rein.

— Das ist schlecht, und der Wirth selbst?

— Der bin ich; und wer sind sie mein Herr? von wo kommen sie? wo wohnen sie?

— Ich habe hier Grundbesitz, meine Wohnung ist in Paris. Die Teufel haben mich hergebracht, möchten sie mich nur schon wieder fortbringen, aber der Roth ist gar zu groß auf der Straße. Geben sie mir jetzt — comment s' appelle. (Hier stockte er, es fiel ihm das Wort nicht ein, welches er brauchte).

— Was soll ich ihnen geben, mein Herr?

— Comment s' appelle? wie nennt man das?

— Mich Peter Duß.

— Diable! ich frage nicht, wie man sie nennt, sondern das, was ich brauche.

— Also was brauchen sie, mein Herr.

— Nu, das was den Wagen zieht, es hat vier Füße und man schlägt's mit der Peitsche.

— Ein Pferd.

— Pas donc! das nennt man nicht so!

— Also Vorspann.

— Ja ja Vorspann, ich brauche Vorspann, und zwar sogleich.

— Nicht möglich, mein Herr, die Pferde sind draußen auf der Weide.

— C'est triste; dann bleiben wir hier. Tant mieux; das

genirt mich nicht, ich war in Egypten und Marocco, und habe in genug deplorablen Hütten geschlafen! das ist mir ein Spaß. Ich werde mir vorstellen, daß ich in irgend einem Beduinenzelt schlafe, und das hier sei der ausgetretene Nil, und diese Thiere, die hier im Wasser schreien, comment s'appelle? die Frösche seien die Krokodile des Nils, und dieses miserable Land, — wie heißt dieses Departement?

— Das nennt man nicht so, wie es da der gnädige Herr sagen, das ist ein Damm und der heißt der Kereptuter Damm.

— Fripon! ich rede nicht von dem Roth, in welchen ich hineingerathen bin; ich will wissen, wie die ganze Gegend heißt.

— Ah so, das Szabolcser Komitat.

— Szabolcs? ein seltsamer Name; woher mag der wohl kommen? durch was zeichnet sich denn dieses Szabolcs aus, daß es gerade Szabolcs heißt?

— Es heißt so, weil ein Anführer so geheißen hat, unter welchem die Ungarn aus Asien gekommen sind.

— Ah c'est beau! das ist lieb. Die guten Ungarn nennen auch jetzt noch ihre Departements nach ihren früheren Menschen, das ist rührend.

— Nun erlauben sie mir zu fragen, zu welcher Nation gehören denn sie?

— Ich wohne nicht hier. Bon Dieu! welch ein Geschick ist es hier zu wohnen, wo der Roth bodenlos tief ist, und wo man weiter nichts sieht als Störche.

Herr Bus dachte, er wolle auch nichts mehr sehen, und wandte sich, um in die Stube zu gehen.

— Na, gehen sie nicht weg mit der Kerze, Signore Contadino.

— Ich bitte um Vergebung, ich heiße Peter Edler von Bus und bin mit diesem Namen zufrieden.

— Ah! ah; Monsieur de Bouche, sie sind also ein Edelmann und Wirth zugleich; das macht nichts. Johann Stuart hatte fürstliches Blut und endlich ist er auch Wirth geworden. Wenn wir also hierbleiben müssen, haben sie guten Wein und ein schönes Mädchen?

— Mein Wein ist schlecht und paßt nicht für einen feinen Herrn. Meine Magd aber ist häßlich wie die Nacht.

— Häßlich! ah c'est piquant, desto besser, einem Gentleman ist das alles eins; gestern eine elegante Dame, heute ein Aschenbrödel; die eine ist schön wie eine Göttin, die Andere häßlich wie Macbeths Hexen, dort Parfum und hier Knoblauchduft, c'est la même chose, das ist alles eins, so ist das Leben bunt.

Dem Herrn Peter Bus mißfiel diese Rede sehr.

— Es wäre besser, wenn sie darnach fragten, wo sie diese Nacht schlafen werden, das möchte ich auch gern selbst wissen.

— Ah ça das ist interessant — ist also kein Gastzimmer da?

— Ja es ist eins da, aber es wohnt schon jemand darin.

— C'est rien, wir theilen uns darin. Ist's ein Mann,

so braucht er sich ja nicht zu geniren, und ist's eine Dame, tant pis pour elle um so schlechter für sie.

— Dem ist nicht so. Sie müssen wissen, daß der Herr Jancsi in jenem Zimmer ist.

— Qu'est ce que cela, wer Teufel ist der Herr Jancsi?

— Das ist der Herr Jancsi, haben sie von dem Herrn Jancsi noch nichts gehört?

— Ah das ist stark, also ist hier ein so patriarchalisches Leben, daß die Leute da nur Taufnamen haben? Eh bien! also was ist's mit dem Herrn Jancsi, ich gehe hinein und sage ihm, daß ich bei ihm in seinem Zimmer schlafen wolle und ich bin ein Gentleman, den man nicht refusiren darf.

— Das wird wahrhaftig gut sein, sagte Peter Bus; dann sagte er aber gar nichts mehr, löschte die Kerze aus, ging hinein und überließ es dem Fremden, das Zimmer zu suchen, in welches er gehen wollte.

— Es war so finster, daß man gar nichts sah, aber die Töne des Singens und Brüllens dienten dem Ankömmling als Leiter nach der Stube des räthselhaften Herrn, von dem wir jetzt bereits wissen, daß er Herr Jancsi heißt; warum er so heißt, das wird sich später ergeben.

Da hatte der Spas bereits den Gipfel der Verrücktheit erreicht; die Halbdackeln trugen den Tisch, auf welchem der Narr lag, in der Stube herum und heulten Kladder, hinter ihnen ging der Poet, das Tischtuch als Mantel umgehängt, und declamirte seine fürchterlich schlechten Alexandriner, — und Herr Jancsi selbst hatte eine Geige, die ihm überall nachgetragen wurde, in der Hand und spielte einen Friss

magyar nach dem andern mit einer Fertigkeit, wie nur ein Zigeuner, — die beiden Bauernmädchen mußten hierzu mit zwei Haiducken tanzen.

Die Begräbnißparodie, die tanzenden Haiducken, der musizirende Herr mit der Geige in der Hand, der Gesang, das Declamiren des Poeten, das Jauchzen und das Gelächter der Trunkenen, boten dem Auge wie dem Ohr ein so höllisches Charivari, wie man es sich kaum vorstellen kann.

In diesem Augenblick trat der Fremde in den Saal; — Niemand sah ihn kommen, und man wurde seiner erst gewahr, als er zu sprechen anfang.

— Guten Abend, meine Herren und Damen, ich habe die Ehre Ihnen meine Aufwartung zu machen.

Wie groß auch der Lärm gewesen, so verstummte er doch plötzlich; alle gafften mit offen stehendem Munde die fremde Gestalt an, die plötzlich mitten im Saal stand, und sie zutraulich grüßte.

Alle waren verwirrt. Herr Zanchi ließ den Bogen fallen, denn wie gern er auch die Poffe zu Ende geführt hätte, so genirte er sich doch, dies vor einem Fremden zu thun; indes blieb der neue Ankömmling nicht lange fremd, denn überrascht von der plötzlich eingetretenen Stille, blickte der Narr auf, und als er den beinahe wie er selbst gekleideten Cavalier sah, vergaß er, daß er nun todt sei, sprang vom improvisirten Katafalk stürzte auf den Fremden los, umarmte und küßte ihn, und rief: „Grüß dich Gott, mein lieber Freund!“

Bei diesem närrischen Empfang brach Alles wieder in schallendes Gelächter aus.

— Ah c'est drôle, aber zigeunerisch! rief der Fremde, sich den Umarmungen des Zigeuners entwindend; — küsse mich nicht mehr, es ist schon genug.

Hiermit verneigte er sich ringsherum vor der ehrenwerthen Gesellschaft und wischte sich mit seinem Sacktuch die Spuren von den Rüffen des Zigeuners vom Gesichte.

— Derangiren Sie sich meinethalben nicht, meine Herren und Damen; fahren Sie fort in Ihrer Unterhaltung. Ich bin nicht gewohnt, Unterhaltungen zu stören; ich bin ein echter Gentleman, der es in jeder Gesellschaft versteht, zu prendre son air. Ich habe die Ehre mich Ihnen vorzustellen, ich bin *Abellino Karpáthi v. Karpát*.

Hiermit piffte er an dem Pfeischen seines Stodes, warf sich mit nobler Nonchalance in einen Armstuhl, und kreuzte die bespornten Füße übereinander.

Auf diese Worte waren Alle noch mehr erstaunt. Herr Jancsi setzte sich aufrecht, und die Hände auf die Knie legend schaute er den Fremden an, den der Narr nach Art der Hunde umschnüffelte.

Endlich fragte Herr Jancsi mit gedehntem, feierlichem Tone.

— Sie sind ein Karpáthi? Wissen Sie auch, was das bedeutet, ein Karpáthi zu sein? einen Namen zu führen, den zwei und dreißig Ahnen, lauter Obergespäne und Feldhauptmänner hinterlassen, der einen bessern Klang hat, als alle übrigen Namen in Ungarn. Daher bedenken Sie, was Sie sagen! Es gibt nur noch einen Karpáthi außerhalb Ungarns, und der heißt Bela.

— *Le voilà !* Der bin ich ja eben, sprach der Fremde, eines seiner Beine auf den vor ihm stehenden Stuhl streckend. In diesem barbarischen Lande hat mich meine Mutter zur Welt gebracht. Das war eine noble Dame von feiner Erziehung ; aber mein Vater hat sich in verschiedenen Sonderbarkeiten gefallen. Eine derselben war , daß er mich , seinen einzigen Sohn, Bela taufen und ungrisch lernen ließ ; Bela ! ist das ein Name für einen Cavalier ? Zum Glück ist mein Vater früh gestorben, und ich ging mit meiner Mutter nach Paris. Mein Name gefiel mir nicht, darum habe ich mir den Namen Abellino beigelegt, der eben am meisten en vogue war ; aber die ungrische Sprache konnte ich nicht losbringen. Na, das macht nichts, ich weiß ja sogar auch die Mohrensprache. Das schadet einem echten Gentleman nicht.

— *Hm, sehen Sie, jetzt ist's sogar gut, daß Sie ungrisch können ; was würden Sie sonst anfangen, da Sie in Ungarn reisen ?*

— *Ah ! venir ici de Paris, c'est tomber du ciel à l'enfer* Von Paris hieher kommen, das heißt, vom Himmel in die Hölle fallen. *C'est merveilleux*, es ist wunderbar, daß die Menschen es hier aushalten können. *Ah mon cher Halbdack* dort sehe ich einen Braten, seien Sie so gefällig, ihn näher zu rücken, stellen Sie ihn hieher und schenken Sie mir ein Glas Wein ein. *A votre santé messieurs, et mes dames !* Und besonders auf Ihre Gesundheit, Monsieur Jancsi !

Herr Jancsi schwieg ; sein Auge folgte jeder Bewegung des Fremden mit gespannter Aufmerksamkeit, und allmählig nahmen seine Gesichtszüge den Ausdruck stiller Trauer an.

— Also was führt Sie denn hieher? — aus dem Himmel in die Hölle?

— Hélas! seufzte Abellino, indem er mit dem Eßzeug auf dem Teller einen Marsch trommelte. Eine dringende Angelegenheit. Ein Gentleman, der im Auslande wohnt, hat viele Bedürfnisse, und mein Vater hat mir nichts als ein Einkommen von lumpigen viermalhunderttausend Franks hinterlassen; ich bitte Sie, was ist das, wenn man anständig leben will? Und wie soll man davon leben können, wenn man seiner Nation Ehre machen, und den Leuten beweisen will, daß man auch etwas versteht? Ich habe in Paris eines der ersten Häuser geführt, eine eigene Meute und Parforcejäger gehalten, die berühmtesten Tänzerinnen und Sängerinnen waren meine Maitressen; ich war in Egypten und Marokko, habe die schönsten Haremweiber des Bey's entführt, die Saison in Italien zugebracht, und hatte selbst eine elegante Villa am Comossee; ich habe durch die berühmtesten Auteurs Frankreichs Folianten über meine Reisen schreiben lassen, und dieselben unter meinem eigenen Namen herausgegeben; die Academie de sciences hat mich dafür zu ihrem Mitglied gewählt; in Homburg habe ich auf einem Sitz eine halbe Million Franks verloren, ohne nur einmal das Gesicht zu verziehen, — und jetzt ist mein lumpiges Einkommen sammt dem Grundvermögen phü!

Hierbei zeigte er mit Hand und Mund, daß es verblasen sei.

Herr Jancsi blickte immer starrer auf den noch nicht alten Roué, und unwillkürlich seufzte er tief auf.

— Das macht aber nichts, fuhr der Chevalier mit beruhigendem Ton fort; wer eine Million besitzt, der kann zwei Millionen ausgeben. Auf einmal aber setzen sich's ces fripons de creanciers, diese Schurken von Gläubigern in den Kopf, von mir Geld zu begehren, und wie der Eine anfängt, thun's ihm die andern Narren nach. Ich zanke mit ihnen, sie sind nicht zufrieden, gehen zum Gericht, und ich muß Paris verlassen. C'est pour bruler la cervelle. Man könnte sich eine Kugel in's Gehirn jagen! Mais v'là! Das Glück ist mir günstig, da geschieht's, daß ein Bruder meines Vaters, ein gewisser Johann von Karpáthi, der noch viel reicher war, als mein Vater —

— Aha!

— Ein närrischer alter Kauz, von dem man sich tausenderlei Narrheiten erzählt —

— In der That?

— Ja wohl. Er soll sich niemals aus seinem Dorf fortrühren, er hält in seinem Kastell ein Theater, in welchem seine eigenen Komödianten spielen; er läßt die ersten Sängerinnen hinkommen, bloß damit sie ihm Bauernlieder vorsingen; er hat einen ganzen Palast für seine Hunde, und speist mit ihnen an einem Tisch.

— Na, und was noch?

— Er hält einen ganzen Harem von Bauerndirnen, und tanzt mit ihnen in Gesellschaft von Bethären, wie er einer ist, die ganze Nacht dann hegt er die Gesellschaft, bis sich die Leute die Köpfe blutig schlagen.

— Und weiter?

— Er ist ein solcher Sonderling, daß er nichts duldet, was ausländisch ist; nicht einmal Pfeffer läßt er auf seinen Tisch bringen, weil dieser nicht im Lande wächst, sondern Paprika; auch Kaffee duldet er nicht, und anstatt Zucker braucht er Honig. Ist das nicht verrückt?

— Freilich. Wissen Sie nichts mehr von ihm?

— O noch tausend solche Einfälle; sein ganzes Leben ist eine Narrheit; nur einmal in seinem Leben hatte er einen gescheiten Einfall. Als ich eben nichts mehr besaß, und als mir schon gar nichts mehr helfen konnte, als eine reiche Erbschaft, da stopft sich dieser reiche Onkel, dieser ungrische Nábob, dieser Plutus eines Abends den Magen voll mit Ribizeiern, und am nächsten Morgen stirbt er. Davon hat man mich natürlich sogleich in Kenntniß gesetzt.

— Und jetzt sind Sie gekommen, um die reiche Erbschaft zu erheben, nicht wahr?

Ma foi, sonst hätte mich nichts dazu bewegen können, dieses detestable Land zu betreten.

— Na, dann lassen Sie nur gleich wieder anspannen und fahren Sie zurück nach Paris, oder nach Italien, oder gar nach Marokko, denn dieser halbnarrische Onkel, dieser reiche Vetár bin ich selbst, ich bin nicht gestorben.

Abellino erstarrte auf diese Worte, er ließ vor Schreck Füße und Hände sinken, und stammelte:

— Est ce possible? wär' es möglich?

— So ist's; ich bin der Johann von Karpáthi, den das gemeine Volk den Herrn Jancsi schilt, wie es auch Ihnen beliebte, mich zu nennen.

— Ah, wenn ich das gewußt hätte! rief der Chevalier, indem er aufsprang und hineilte, um die Hand des Onkels zu ergreifen; aber die schlechten Leute haben mir mein einziges Onkelchen ganz anders beschrieben, so daß ich mir ihn gar nicht, als einen so noblen Gentleman vorstellen konnte; mille tonnerres! soll sich noch Jemand unterstehen zu sagen, daß mein liebes Onkelchen nicht der wackerste Cavalier auf dem ganzen Continent ist! Ich wäre untröstlich, wenn ich Sie nicht hätte kennen lernen. Das ist prächtig; ich suche einen todtten Onkel, und finde einen lebenden; c'est bien charmant! Fortuna ist nicht umsonst eine Dame, sie ist ganz vernarrt in mich.

Lassen Sie die dummen Reden, mein lieber Herr Nefte, ich liebe das nicht; ich bin daran gewöhnt, daß selbst mein Hatzbuck mit mir grob spricht, weil mir das besser gefällt. Mein Herr Nefte kommt weit her, um mich zu beerben, seine Gläubiger kommen schaarenweise hinterdrein, und jetzt findet er, daß ich noch am Leben bin, ist das nicht ärgerlich?

— Au contraire. Da Sie leben, liebes Onkelchen, so können Sie sich ja noch lebenswürdiger machen.

-- Wie so denn? Ich verstehe Sie nicht.

— Na, ich will nicht um eine jährliche Apanage einkommen, ce serait bien fatigant für uns Beide; ich mache Ihnen den Antrag, daß ich Sie für immer in Ruhe lassen will, wenn Sie jetzt meine Schulden auf einmal auszahlen wollen.

— Oh, wie großmüthig; und wenn ich nicht zahle, so erklären Sie mir vielleicht den Krieg?

— Na, liebes Onkelchen, wozu diese Plaisanterie? Wozu sagen Sie, ich zahle nicht? Une bagatelle, einige hunderttausend Livres, was ist das für Sie?

— Ja, lieber Nefte, ich bedauere sehr, daß Sie Ihrem Vermögen, welches Ihre tapferen Ahnen durch Verdienste erworben haben, so stark zu Leibe gegangen sind, aber ich kann Ihnen nicht helfen; das Geld brauche ich selber. Ich verschwende es auch an Narren, aber an inländische. Ich habe ganze Schaaren von Betyräen, Hajduken und Schmarozern, und wenn mein Einkommen nicht durch sie aufgeht, so traktire ich die Krähen des Feldes, oder wenn es mir einfällt, so lasse ich eine Brücke bauen von einem Berg zum andern; aber für mein Geld lassen wir keine Tänzerinnen herumkutschieren, noch entführen wir marokkanische Prinzessinnen, oder klettern auf die Pyramiden; wenn es Ihnen beliebt, so finden Sie bei mir zu essen und zu trinken, so viel Sie wollen, auch haben Sie da schöne Mädchen zur Auswahl, mehr als genug, und wenn Sie sie schön ankleiden, so sind sie gewiß so schön, wie marokkanische Prinzessinnen; auch Reisen können Sie machen, denn das Land ist groß genug, Sie brauchen eine ganze Woche nicht vom Wagen zu steigen, und fahren immer auf meinem Grund und Boden, aber wir schicken kein Geld ins Ausland, wir tragen nicht Wasser in die Donau.

Der Chevalier begann die Geduld zu verlieren, und warf sich während der ganzen Moralpredigt auf dem Stuhl unruhig hin und her.

— Ich begehre ja nichts geschenkt, rief er endlich aus, als er zu Wort kam, ich will ja nur einen Vorschuß.

3*

— Einen Vorschuß? Worauf? Vielleicht auf meine Haut?

— Oh! rief Abellino ungeduldig, mit jenem Ausdruck der Impertinenz im Gesicht, den wir an manchen Menschen mit Recht so bewundern, die gerade ~~damals~~ am frechsten sind, wenn sie am demüthigsten sein sollten. Er rückte sich hochmüthig die Kravatte zurecht, steckte die Hand vorn in den Brusttaschen, und sagte:

— Was Sie besitzen, wird ja doch früher oder später mein Eigenthum werden? Sie wollen es doch nicht mit ins Grab nehmen?

— In's Grab! rief der Alte schauernd, und erblaßte. Was? In's Grab? Ich?

— Ja, ja; Sie stehen ohnedies schon mit einem Fuß darin; die Bankette, Pasteten und Bauernbirnen werden schon bald auch den andern hineinbringen, und dann wird Ihr ganzes Vermögen mein sein, ohne daß ich Ihnen dafür zu danken brauche.

— Kutscher! schrie der alte Karpáthi von seinem Sitz aufspringend mit dem Ausdruck edler Entrüstung im Gesicht. Die Wagen vor! wir reisen ab, im Augenblick. Keinen Laut will ich mehr hören in dieser Stube.

Abellino lachte über den ohnmächtigen Zorn des Alten.

— Wozu wüthten Sie, wozu echauffiren Sie sich? Es trifft Sie ja der Schlag noch früher. Na na, guter Alter, Sie brauchen sich nicht so zu ärgern, ich kann ja warten, ich bin ja noch jung.

Und hie mit begann er ein Chansonbruchstück, das ihm

von einem Baudeville im Gedächtniß geblieben, zu summen, und streckte sich auf drei Stühlen in aller Länge nieder.

Die Hajduken wollten ihm die Stühle wegziehen, und schickten sich an, das Gepäck aufzuladen.

Laßt Alles, wie es ist, schrie der Alte; Ihr dürft nichts anrühren, was er einmal berührt hat; Wirth, wo sind Sie? Alles, was hier in der Stube ist, gehört Ihnen.

Bei den letzten Worten war der alte Herr schon so heiser, daß man ihn kaum verstehen konnte. Der Narr faßte ihn bei der Hand, damit er nicht umfalle, und der Poet ging furchtsam auf die Seite.

— Sehen Sie, der Lärm nützt Ihnen nichts, sprach Abelino mit spöttischer Theilnahme; eilen Sie nicht so sehr, denn sonst fallen Sie, und das ist nicht gesund; nehmen Sie den Pelz um, damit Sie sich nicht erkühlen; wo ist der Fußsack des gnädigen Herrn? He Bursche, Ziegel wärmen und meinem lieben Onkelchen unter die Füße legen. Gebt Acht, daß ihm nicht ein Haar gekrümmt werde.

Herr János sprach während dessen kein Wort; es war das erste Mal in seinem Leben, daß man es wagte, ihn so zu ärgern. Welcher Ausgang war zu befürchten, wenn das ein Anderer gewagt hätte! Die Hajduken und die Reiter standen zitternd da, selbst Herr Peter Bus verstummte, als er den alten Herrn sah, der mit blutunterlaufenen Augen vor sich hinstarrte.

Die Hajduken hoben ihn mit schwerer Mühe in den Wagen, die zwei Mädchen setzten sich neben ihn an beiden Seiten, dann winkte er dem Wirth zu sich, und murmelte ihm

mit dumpfer, heiserer Stimme einige Worte zu, worauf dieser wie einstimmend nickte. Dann warf Herr János seine Briestasche hin, und winkte ihm zu, er möge sie behalten.

Hierauf fuhr der Wagen hinaus, umgeben von den berittenen Faselträgern.

Mit spöttischem Ton rief der Roué, Kußhände werfend, ihm den Abschied nach:

— Adieu, cher oncle! adieu, liebes Onkelchen Jancsi! Ich grüße die Fräulein zu Haus, und die werthen Hunde dazu! Au revoir! Auf's Wiedersehen!

Und hierbei warf er ihm fortwährend Kußhände nach.

Der Wirth begann hierauf Alles aus der Stube zu schaffen, die Betten und die Tische, welche der Herr János ihm gelassen hatte.

Ah, cher ami, könnten Sie die Räumeret nicht auf morgen verschieben? Ich brauche ja diese Sachen.

— Nicht möglich; ich muß das Haus anzünden.

— Que diable! Wie wagen Sie's, so was auszusprechen?

— Das Haus gehört dem Herrn, der eben fortgefahren ist; was darin ist, gehört mir, und ist mir ausbezahlt worden; er hat befohlen, dieses Wirthshaus anzuzünden, und an dieser Stelle wird es von nun an kein Wirthshaus mehr geben. Uebrigens hat sich kein Mensch darum zu kümmern.

Hiermit hielt er mit großem Phlegma die brennende Kerze gegen ein Bündel Schilfrohr, das unter dem Vordach lag, und sah kaltblütig zu, wie die Flamme um sich griff. Bei dem Licht konnte er bequem ausrechnen, wie viel er für diese Illu-

mination erhalten habe. Er hätte sich dafür drei Häuser in Szegedin kaufen können. Er war zufrieden.

Dem Chevalier blieb, wenn er nicht verbrennen wollte, nichts Anderes übrig, als seinen Mantel umzunehmen, und sich von seinem Jäger wieder zu seiner Kutsche tragen zu lassen.

— Du hast mich aus dem Wirthshaus verdrängt, ich werde dich aus der Welt schaffen! murmelte er, während sein Jäger mit schmagenden Stiefeln durch den Roth watete. Die beiden Männer übereinander nahmen sich im Feuerschein aus, wie ein höckeriger Riese.

So endigte das verhängnißvolle Zusammentreffen der beiden Verwandten in der halbsbrecherischen Csárda.

II.

Handel um die Haut eines noch lebenden Menschen.

Herr Griffard war zu jener Zeit einer der reichsten Banquiers zu Paris. Im Jahre 1780 war er noch Pastetenbäcker in einer Vorstadt, und schärfte seine Finanzwissenschaft nur noch an den Studenten des Kollegiums von Biquepuce, indem er fortwährend jenen aureus calculus anwandte, nach welchem man die Zeche, die ein Student schuldig geblieben, von den anderen durch größere Rechnungen hereinbringen konnte.

Die Mississipiwuth riß auch ihn mit sich fort. In Paris wurde damals Jedermann über Nacht ein Millionär; auf den Gassen und Plätzen wurden Mississipiaktien gekauft und verkauft. Herr Griffard verkaufte seinen Pastetenkrum seinem ersten Gefellen, ging fort, um Millionen zu suchen, und fand

sie auch. Aber eines Tages platzte die ganze Mißthapengeschichte wie eine Seifenblase, und Herr Griffard befiel nicht mehr als neun Sous in der Tasche.

Wenn Jemand niemals Millionär war, und nur einen Sous in der Tasche hat, so ist das nicht so ärgerlich; wenn man aber schon den hohen Standpunkt eingenommen hat, von welchem aus man eine eigene Equipage, Pferde, Livreebedienten, prächtig möblirte Zimmer, einen reich gedeckten Tisch, schöne Matressen und dergleichen andere schöne Gegenstände sieht, so ist das Zursücksinken in die vorige Niedrigkeit eine höchst unangenehme Sache.

Herr Griffard ging in seinem tiefen Schmerz in den Laden eines Messerschmieds, kaufte sich für sechs Sous ein großes Messer, und ließ es für zwei Sous schleifen. Inzwischen kam bei dem Laden ein Schwarm von nach der neuesten Mode halbgelackten und aufgeschürzten Estoyens, phrygische Mützen auf dem Kopf, an, und schrie: nieder mit den Aristokraten. Einer von ihnen trug eine Stange, an welcher gleich einer Fahne die erste Nummer der Zeitung *Marat's* flatterte. Man nahm das Blatt herunter, und derjenige, welcher am wenigsten heiser war, las es mit lauter Stimme vor. Aus dem, was Herr Griffard vernahm, lernte er, daß er mit dem geschliffenen Messer eine weit nützlichere Beschäftigung vornehmen könne, als sich selbst den Hals abzuschneiden. Er steckte daher das Messer ein, mischte sich in den Schwarm und schrie mit: *à bas les aristocrates!*

Wo überall er sich hierauf einige Jahre hindurch herumgetrieben habe, das weiß er vielleicht selbst nicht mehr. Um

Ruhm kümmerte er sich nicht viel, diesen überließ er Andern, aber indem wir einige Jahre später, in der Zeit des Directoriums mit ihm zusammentreffen, können wir ihm schon als Verpflegscommissär bald bei der Rhein-, bald bei der italienischen Armee unseren Respekt bezeugen, je nachdem er sich von dem einen oder dem andern General erschließen lassen wollte.

Denn es pflegt zweierlei Verpflegscommissäre zu geben, nämlich solche, die durch ihr Unternehmen Bettler, und solche, die Millionäre werden; die ersteren pflegen sich selber zu erschließen, und die letzteren pflegen erschossen zu werden. Letzterer Fall indeß ist weit seltener.

Herr Griffard war so glücklich, zu denjenigen zu gehören, die Millionäre, und nicht erschossen werden. Er erwarb sich einige hübsche Güter, welche von Emigranten dem Staat zurückgelassen wurden; und als diese in den Tagen der Restauration zurückkamen, war Griffard einer Derjenigen, welche den Einmarsch der alliirten Truppen vom Balcon ihrer eigenen Paläste mit ansahen; einige Emigranten, die hinter den siegreichen Truppen ihren Einzug hielten, sahen verwundert auf das prächtige fünfstöckige Palais am Boulevard des Italiens, das damals noch nicht existirt hatte, als sie Paris zum letzten Mal sahen, — und wenn sie sich erkundigten, wer der Eigenthümer sei, so hörten sie einen Namen, der ihnen unbekannt war.

Aber nicht lange blieb der Name unbekannt. Wer Millionen besitzt, der gelangt mit leichter Mühe zu einem Renommé, daß er zu den besten Gesellschaften Zutritt erhält.

Auch Mr. Griffard's Name hatte bald einen sehr angenehmen Klang. Es gab keine elegante Soirée, keine gentile Matinée, kein Wettrennen, keine Orgie, keine berühmte Entführung, ohne daß er nicht dabei gewesen wäre; Herr Griffard blieb nirgends aus, denn das sind ja die besten Gelegenheiten, bei welchen ein feiner Beobachter die Leidenschaften, Narrheiten, die Vermögenszustände, oder die Geldnoth der Leute gründlich studiren, und darauf hin sichere Berechnungen anstellen kann.

Herr Griffard war der kühnste Unternehmer der Welt. Er wagte es, den ruinirtesten Verschwendern, die selbst von ihren Bedienten wegen rückständigen Lohnes vor Gericht belangt wurden, große Summen zu leihen, und er kam auf einem oder dem andern Wege zu seinem Geld. Wenn ich sage „zu seinem Geld“, so bedeutet das, daß er immer doppelt so viel zurückerhielt, als er geliehen hatte. Denn eben deshalb beschäftigte er sich stets mit gewagten Unternehmungen, damit er nicht genöthigt sei, sich mit kleinen Prozenten zu begnügen.

Und nicht bloß Einzelne, nicht bloß die Höchsten konnte er sich verbindlich machen. Seine Sorgfalt erstreckte sich auf das ganze verehrte Publikum. Die im besten Zustand befindlichen Lontinen und Lebensversicherungsanstalten, die solidesten Spielbanken standen unter seiner Schutzherrschaft; und damit auch der Staat nicht sagen könne, daß sich Mr. Griffard nicht um die öffentlichen Angelegenheiten kümmere, hatte er auf der Börse immer die authentischsten Nachrichten, und was immer auch im offiziellen Montieur stand, wenn Herr Griffard plötzlich viele Papiere verkaufte, so wurde die ganze Börsen-

welt von einer Panique ergriffen, und die Course sanken, wenn er aber zu kaufen anfang, so stiegen die Course wieder plötzlich.

Manchmal stand er allein fest, wenn die ganze Börsenwelt schwankte, und dann gewann er durch seine Ausdauer außerordentlich viel. Er wußte schon selbst nicht mehr, wie groß sein Vermögen sei. Einem armen Manne gelingt es schwer, sich zu einem Besitz von hundert Gulden hinaufzuschwingen, aber einem Millionär ist es ein Leichtes, noch einige Millionen zu erwerben. Auch das Geld liebt Gesellschaft.

Wie gesagt, dieser große Mann besaß den seltenen und lebenswürdigen Muth, verzweifelte Unternehmungen mit dem größten Vertrauen zu beginnen, und bankrotten Menschen Geld zu leihen.

Das wiederholen wir nur, damit unsere Leser sich nicht verwundern, wenn wir einen Helden unserer Erzählung — wenn es erlaubt ist, den jungen empfindlichen Chevalier einen Helden zu schelten — bei ihm in Paris finden.

Der Ort der Zusammenkunft ist eigentlich nicht Paris, sondern eine angenehme Insel der Seine, die Isle de Jerusalem, wo sich die Villen der reichsten Geldleute von Paris befinden, wo es nicht jedem lumpigen Millionär möglich ist, eine Villa zu bauen, Gärten und Parks anzulegen, denn hier kostet jede Quadratlafter Boden tausend, ja zuweilen sogar zwölfhundert Franks, so daß ein englisches Gärtchen, das zehn Morgen groß ist, so viel kostet, wie eine mittelmäßige Herrschaft in Ungarn.

Unter all den Villen, Pavillons und Tusculanums, welche

die kleine Insel bedecken, war unstreitig die schönste, großartigste und kostbarste die Griffard'sche Villa.

Auf einem kleinen, durch Menschenhand aufgeworfenen Hügel, die Front der breiteren Wasserseite zugekehrt, stand das durchaus im Geschmack der Nation und der Zeit erbaute Lusthaus, zum Ruhme der damaligen Baukunst, die mit Verachtung aller Klassicität, so wie des Rokokogeschmacks, alles ersaun, was möglichst gewunden, seltsam und unbequem war.

- Es war jedoch nicht genug, daß sich der Garten auf der Insel befand, er war hier selbst noch mit einem künstlichen Fluß umgeben, über welchen alle Arten von Brücken führten, von der amerikanischen Kettenbrücke angefangen bis zu den aus Holz und Rinde zusammengefügt und mit Wintergrün bekleideten, bretagnischen Brücken; jede derselben wurde von eigenen mit Helmbarden bewaffneten Brückenwächtern bewacht, und die entsprechenden Hütten derselben stellten wieder bald ein Eremitenhaus, bald einen Leuchtturm vor; jeder der Wächter endlich hatte ein anderes Blasinstrument, so daß man immer voraus erfahren konnte, über welche Brücke und auf welchem Wege sich Jemand dem Kastell näherte.

Jenseits der Brücke folgten die gewundenen Wege des englischen Gartens, welche zu jener Zeit die glatt beschnittenen, den Coulissen ähnlichen Alleen verdrängt hatten. Man ging da immer unter dem dichten Laub ineinandergreifen der Bäume, und konnte Stunden lang umherirren, ohne zu finden, wo man hin wollte; der Rand der Wege war überall mit Blumen dicht besetzt, bei jeder neuen Krümmung sah man bald eine Jasminlaube mit byzantinischen Bänken, bald mar-

Handwritten signature or note at the bottom of the page.

morne Götterstatuen, die geschmackvoll von Päonien umwunden waren; ferner Pyramiden, die über und über mit Blumen bedeckt waren, künstliche Ruinen mit ungeheuren Agaven und Kaktus besetzt, ein egyptisches Grabgewölbe mit wirklichen Mumien, und einer ewigen Lampe, die jeden Morgen mit Del versehen wurde, einen römischen Altar mit steinernen Gefäßen, korynthischen Vasen, und aus farbigen Steinen nachgeahmten antik-römischen Fladen und Röhren, wie sie zur Zeit der Nymphe Egeria dargebracht wurden, und unter welche einmal ein Witzling die malitiosen Worte schrieb: „Hier bekommt man alte Pasteten.“ Dieser Witz ärgerte übrigens den ehemaligen Pastetenbäcker nicht, weshalb er diese Worte gar nicht einmal wegkötschen ließ. Sie und da an geräumigeren Plätzen stürzten rauschend große Springquellen und Wasserfälle in Marmorbecken, gläserne Kugeln auf dem hohen Strahl balancirend, und zahlreichen Goldfischen als Tummelplatz dienend; das Wasser floß von hier in Teiche, die hinter hohem orientalischen Riedgras verborgen lagen, und auf deren ruhigen Wellen schöne weiße Schwäne schwammen, die zwar nicht so schön sangen, wie es die Dichter den Menschen weiß machen wollen, die aber um desto mehr Rufuruz verzehrten, ein Artikel, welcher damals noch theurer war, als reines Korn.

Wenn man alle diese gewundenen Gänge durchschritten, und alle diese Wunder angestaunt hatte, so kam man doch endlich in die Allee, die zum Tusculanum führte, auf dessen Treppen auf beiden Seiten, theils blühende, theils mit Früchten beladene Pomeranzenbäume stehen.

Handwritten signature or scribble

Unter diesen Pomeranzenbäumen sehen wir den jungen Gentleman, mit welchem wir bereits Bekanntschaft zu machen, das Glück hatten. Indes ist seitdem ein Jahr verflossen, die Mode hat sich stark geändert, und wir müssen ihn daher auf's Neue vorstellen.

Die Calicotsaison ist zu Ende; jetzt trägt der junge Dandy einen langen, bis zum Knie reichenden, zugeknöpften Kaputrock, glänzende Stiefel, in deren hohen Röhren die engen Unausprechlichen stecken, und anstatt des Schnurbarts, der verschwunden ist, Backenbärte, die sich von den Ohren nach der Nase ziehen, das Haar ist entzwei gescheltelt, und darüber ein schauderhaftes Etwas gestülpt, das man Chapeau à la Bolivar nannte, und das eine sehr zweckmäßige Art von Hüten war, da es eine so breite Krümpe hatte, daß sie als Regenschirm dienen konnte. Dieser Hut wurde nach oben zu immer breiter.

Das ist Abellino von Karpáthi.

Auf den Treppen und in den Vorzimmern, die zu dem Banquier führten, wimmelte es von Livréebedienten, welche den Gast von Hand zu Hand gaben, ihm Ueberrock, Rock und Hut abnahmen, die er beim Fortgehen durch gutes Trinkgeld wieder einlösen mußte.

Diese verdienstvollen Brotvertilger kannten Abellino schon genau, denn die ungarischen hohen Herren wissen sehr gut, sie müssen im Ausland die Ehre der Nation besonders vor den Bedienten aufrecht erhalten, und dazu gebe es nur ein Mittel: Geld, wie Wasser austreuen, und das Aufheben eines fallengelassenen Sacktuches mit Dukaten belohnen. Wir

müssen wissen, daß ein eleganter Cavalier kein anderes Geld bei sich trägt, als Dukaten, und zwar auch diese nur vom neuesten Gepräge, und gut mit eau de cologne und andern Parfüms besprenkt, damit man ihnen nicht die Berührung fremder Hände anmerke.

In einem Augenblicke waren Abellings Rock, Stiefel und Handschuhe abgenommen, die Bedienten klingelten einer dem andern, er wurde von einem Vorzimmer zum andern geführt, und kaum war der Ritter zu der letzten Thüre gelangt, als ein Bedienter daraus hervortrat, meldend, Herr Griffard sei bereit ihn zu empfangen, und hiermit wurden die hohen Mahagoni-Thürflügel auseinander geschlagen, welche in Herrn Griffard's Empfangszimmer führten.

Da saß Herr Griffard, von einem Stoß Zeitungen umgeben; denn beiläufig gesagt, nur die ungrischen hohen Herren haben die Idee, der Sommer sei vom Schöpfer nur dazu eingerichtet worden, daß man während desselben keine Zeitungen lese. Herr Griffard las also eben die neuesten Nachrichten von den Siegen der Griechen, ganz hergestellt dadurch von dem unangenehmen Gefühl, daß ein englisches kritisches Blatt in ihm erregt hatte, in welchem ein gewisser Herr Watts beweisen wollte, jener gottlose und aufgeblasene Lord Byron habe alle seine Gedichte von verschiedenen Schriftstellern abgeschrieben. Diese Polemik verursachte, daß Herr Watts einige Jahre hindurch sich einer gewissen Berühmtheit erfreute.

Vor dem Banquier stand auf einem kleinen Tisch aus chemischem Porzellan ein silbernes Theeservice und eine halbgel-

füllte flache Schale, aus welcher er von Zeit zu Zeit eine Flüssigkeit schlürfte, wahrscheinlich Thee mit Ei gemischt, den er mit aus einer gewissen Milch extrahirtem Zucker versüßte; diese Substanz war damals eben erst erfunden, und wurde als ein gutes Mittel gegen Brustschmerzen gerühmt, war aber sehr theuer, weshalb viele reiche Leute es für modern hielten, an Brustschmerzen zu leiden, um sich dieses theuern Heilmittels bedienen zu können.

Das Zimmer des Banquiers erinnerte nicht im geringsten an den einstigen Bastetenbäcker; als er die Kasse der Emigranten kaufte, nahm er auch ihre Kammerdiener in seine Dienste, und ein geschickter Kammerdiener ist der beste Lehrer jener vornehmen Unformen, welche die Klassen der Chineser, Lateiner und Philister so sehr bewundern, ohne sich sie aneignen zu können. Der massive Theil der Möbel, die Fauteuils, Divans, Schreib- und Büchertische waren aus Ebenholz mit Silber verziert, die Ueberzüge aus weißem Cachemir mit blumigen Borduren, kein einziges Möbel stand dicht an der Wand, oder in einer Ecke, sondern theils in der Mitte des Zimmers, theils mit den breiten Selten an die Winkel gerückt, denn so war es damals Mode; und zwischen den Möbeln, die mit ihren schwerfälligen Formen die damalige (1822) europäische Blasktheit und Nüchternheit darstellen sollten, standen als nothwendiger Gegensatz die schön eiselirten, schlanken, korynthischen Vasen; kostbare antike Statuen, welche aus den vor nicht langer Zeit entdeckten Ueberresten Pompeji's ausgegraben wurden; standen neben den bunten, mit Gold und Silber ausgelegten Tischen aus chinesischem Porzellan. Die

Fußteppiche waren lauter mit der Hand gestickte Arbeiten, und auf die meisten derselben war mit großen Buchstaben gestickt: souvenir, was aber dennoch nicht den Verdacht beseitigt, daß der Banquier diese Teppiche um theures Geld gekauft habe; die Wände waren von mit Silber bepreßten Tapeten bedeckt; Thibetshawls, die vom Plafond bis auf den Boden herab hingen, und von silbernen Schlangen zusammengehalten wurden, theilten die Wände in Felder, in deren jedem prächtige Stahlstiche (in eleganten Arbeitszimmern pflegt man nicht Delgemälde zu halten, diese gehören in die Salons), die Porträts berühmter Modedichter, und Pferde hingen; die Porträts derjenigen Dichter, welche der Banquier persönlich kennt, sind mit Versen versehen, die sie eigenhändig hingeschrieben haben.

Alles das beweist uns zur Genüge, daß der Banquier einen sehr geschickten, seine Zeit kennenden Kammerdiener hat.

Der Banquier selbst ist ein ungefähr siebzigjähriger ehrwürdiger Greis mit einem freundlichen, auf den ersten Blick einnehmenden Gesicht; nicht nur seine Haltung, sondern sein ganzes Benehmen erinnert lebhaft an Talleyrand, zu dessen größten Verehrern er gehört. Sein Haar ist wunderschön weiß, sein Gesicht noch roth, glatt rasirt und lebhaft, seine Zähne sind gesund und weiß, seine Hände besonders fein und glatt, wie gewöhnlich bei Leuten, die sich viel mit dem Kneten feinen süßen Teiges beschäftigt haben.

Sobald der Banquier durch die geöffneten Thüren Karpáthi erblickt hatte, legte er die Zeitungen nieder, die er ohne Augenglas zu lesen vermochte, ging dem Gast bis zur Thüre entgegen, und grüßte ihn auf's Allerfreundlichste.

Diese große Freundlichkeit bestand den eleganten Modeformen gemäß darin, daß man sich schnell auf die beiden Fußspitzen erhob, mit den Fingerspitzen eine Bewegung nach dem Mund machte, den Oberleib so weit als möglich vorbeugte, und den Kopf langsam schüttelnd, die Hand dem Fremden entgegenstreckte, was dieser mit gleichen Attitüden erwiderte.

— Monseigneur! rief der junge Merveilleux (das war der Titel der Modeherren), ich bin der Ihre bis zum Absatz meines Schuhs.

— Monseigneur! antwortete Mr. Griffard mit noch größerer Plaisanterie, ich bin der Ihre bis zum Grund meines Kellers.

— Hahaha! hahaha! Das war gut gesagt, Sie haben mir gut geantwortet, lachte der junge Dandy; von diesem Bonmot wird man in einer Stunde auf allen Boulevards sprechen. Also was gibt es Neues in Paris, mein lieber Souverain? Schlechtes will ich nichts hören, sagen Sie mir nur, was es Gutes gibt.

— Die beste Neuigkeit, sprach der Banquier, ist die, daß wir Sie wieder in Paris sehen können; und eine noch bessere, daß Sie bei mir sind.

— Ah, Monsieur Griffard, Sie sind immer so höflich, sprach der junge Incroyable (auch ein Modetitel), sich in einen Fauteuil werfend. Dies war übrigens damals nicht mehr Mode; man mußte sich ritlings auf einen Sessel setzen und an die Lehne mit den Armen stützen. Aber das könnte Abelino noch nicht wissen.

— Eh bien, Monsieur Griffard, fuhr er fort, indem er sich in einem Taschenspiegel besah, ob seine Frisur nicht

zerstört sei; wenn Sie mir also keine gute Neuigkeit sagen können, so kann ich ihnen dafür eine andere erzählen, aber eine schlechte.

— Zum Beispiel.

— Zum Beispiel, Sie wissen, daß ich nach Ungarn gereist bin, um eine gewisse Erbschaft zu erheben, ein gewisses Majorat, das ein Einkommen von anderthalb Millionen trägt.

— Ich weiß es, sprach der Banquier mit frostigem Lächeln, und spielte mit einer Feder.

— Sie werden vielleicht auch das wissen, daß in dem asiatischen Lande, wo mein Majorat liegt, nichts so schlecht eingerichtet ist wie die Gesetzgebung, ausgenommen die Landstraßen, die noch schlechter sind. Doch nein, die Gesetzgebung ist noch schlechter als diese. Die Landstraßen können wenigstens bei trockenem Wetter gut sein, aber die Gesetzgebung bleibt immer dieselbe, ob es regnet oder ob die Sonne scheint.

Hier hielt der junge Merveilleux inne, als ob er dem Banquier Zeit lassen wollte, ihm zu diesem geistreichen Einfall zu gratuliren.

Doch jener lächelte nur, und sagte nichts.

— Sie müssen wissen, fuhr Abellino fort, daß diese Menschen ein großes Buch haben; ich sage zu wenig, wenn ich es mit dem Strazabuch eines Spezereikrämers vergleiche; darin sind nun alle Gesetze enthalten, welche je von Barbaren gebracht wurden, z. B. auch das, daß ein Hahnrei sein treuloses Weib sammt ihrem auf der That ertappten Liebha-

ber umbringen dürfe. Außerdem ist das Land voll von Advokaten; der Bauernstand besteht nur aus zwei Klassen von Menschen, nemlich aus Ackerbauern und Advokaten; daselbst nennt man manche Bauern Edelleute, warum, weiß ich nicht. Diese Advokaten haben nichts anderes zu thun, als überall Prozesse aufzusuchen, und welche zu veranlassen, wenn sie keine finden, — und für ein solches Meer von Prozessen und Advokaten gibt es in jedem Departement nur Einen Richter, und auch der beschäftigt sich im Sommer mit Rebsproduction und Branntweinbrennen; aber das ist nicht genug, wenn man einmal ein gerechtes Urtheil erlangt hat, so steht es der verlierenden Partei frei, den Richter zu verjagen mit dem Stock oder einer Eisengabel Widerstand zu leisten, und bei drei höheren Gerichtshöfen zu appelliren, deren letzter die Septemtrionaltafel heißt. (Mr. Abellino meint hier eigentlich die Septemviraltafel.)

— Sie erzählen mir da sehr spaßige Dinge, sprach Mr. Grissard lachend, der durchaus nicht begriff, wozu er das Alles so gründlich zu wissen brauche.

— Ah, Sie müssen das Alles hören, wenn Sie das Folgende verstehen wollen. Außer dem gibt es in der ungarischen Sprache noch einen sehr rabulistischen Ausdruck: *intra dominium et extra dominium*, was in unserer Sprache so viel bedeutet, wie „außerhalb des Besizes, und innerhalb des Besizes.“ Möge nun Jemand auf eine gewisse Herrschaft was immer für ein klares Recht haben, so ist er übel daran, wenn er außerhalb des Besizes ist; Derjenige aber, der innerhalb desselben ist, mag er was immer für ein Usurpator sein,

kann leicht lachen, denn die Sache läßt sich in die Länge ziehen. So steht es mit mir. Denken Sie sich, die Erbschaft, das reiche Majorat mit einem Einkommen von anderthalb Millionen, ist mir schon zugefallen, ich eile hin, um die Güter zu übernehmen, und finde, daß mir schon einer zuvorgekommen ist.

— Ich verstehe, sprach der Banquier mit seltsamem Lächeln; also in Ihrer reichen Erbschaft, Monseigneur Karpáthi, sitzt schon ein böswilliger Usurpator *intra dominium*, der Ihnen Ihr Recht nicht zuerkennen will, und sich auf das große dumme Buch beruft, in welchem unter vielen Paragraphen auch das steht, daß es „zwischen Lebenden keine Erbschaft gibt.“

Der junge Dandy riß die Augen auf, und sprach:

— Was wissen Sie?

— Daß dieser böswillige Usurpator, der Ihre Erbschaft mißbraucht, niemand Anderer ist, als ihr Onkel, der indiscret genug ist, nachdem ihn schon der Schlag getroffen, wieder zu sich zu kommen, um Ihren Besitz wieder einzunehmen, und Sie in die unangenehme Lage zu bringen, daß Sie in jenem ganzen großen Buch nicht ein einziges Paragraphen finden können, auf das hin Sie Ihrem Onkel einen Prozeß machen könnten, weil er noch nicht gestorben ist.

— Schmach! rief Karpáthi von seinem Sitz aufspringend. Ich habe überall erzählt, daß ich einen Prozeß beginnen werde.

— Bleiben Sie nur ruhig, sprach der Banquier besänftigend. Jedermann glaubt Ihnen, was Sie sagen. Nur ich muß die Wahrheit wissen; denn ich bin ein Banquier

aber ich bin gewohnt zu schweigen. Mir sind die Familienverhältnisse des Fürsten von Repaul in Ostindien so bekannt, wie die Lebensweise des ersten spanischen Granden, und mir ist der embarras de richesses des Ersteren so nützlich, wie die mit Glanz verhüllte Armuth des Anderen. Ich vermag jedem Fremden, der nach Paris kömmt, seine wahre Stellung anzugeben, möge er auf welchem Weg und mit welchem Lärm immer kommen. Dieser Tage sind zwei ungarische Grafen angelangt, welche Europa zu Fuß durchwandert haben, ein Anderer ist aus Amerika zurückgekehrt, wo er alle seine Reisen auf dem dritten Berbed gemacht hat, aber ich weiß dennoch, daß diese Herren zu Hause so wohlgeordnete Wirthschaften besitzen, daß sie mir Geld leihen könnten; hingegen fuhr kürzlich ein nordischer Fürst, dessen Name den besten Klang hat, in einer von sechs Schimmeln gezogenen vergoldeten Kutsche mit Jägern durch die Porte St. Denis herein, aber ich weiß, daß der Arme nicht mehr Geld besitzt, als er mitgebracht hat, denn sein Vermögen wurde wegen eines dummen Streichs mit Beschlag belegt.

Karpáthi unterbrach ungeduldig die Rede des Banquiers.

— Ei, mein Herr, wozu brauche ich das Alles zu wissen?

— Zum Beweise dessen, daß es auf dem Grunde der Herzen und Börsen immer Geheimnisse gegeben hat, und gegeben wird, daß aber die Männer, welche die Finanzwelt beherrschen, diese Geheimnisse dennoch erfahren, und um Ihnen zu beweisen, daß ich auch Ihre empfindlichen Umstände kenne; übrigens können Sie vor der Welt die Sache anders erzählen, man wird Ihnen schon glauben.

— En fin, was nützt mir das?

— Ah so? rief der Banquier, sich auf die Stirne schlagend; es wäre Ihnen lieber, wenn die Welt das wüßte, was ich weiß, nur ich nicht. Das ist natürlich; Sie sind mit der Absicht zu mir gekommen, mir ganz andere Krankheits Symptome mitzutheilen, als diejenigen, an welchen Sie leiden, und dennoch von mir Heilung zu verlangen; ich bin aber ein praktischer Arzt, und sehe den Leuten die Ursachen der Krankheit an dem Gesicht an. Wenn ich sie aber dennoch heilen könnte?

Abellino nahm diesen bitteren Scherz mit Wohlgefallen auf.

— Ja — fühlen Sie mir den Puls, — sagte er scherzend, aber berühren sie nicht meine Hand, sondern meine Tasche.

— Das ist nicht nöthig. Sehen wir erst die Krankheits-Symptome. Sie haben eine kleine Indigestion wegen einer nicht verdauten Schuld von dreimalhunderttausend Francs.

— Sie wissen es besser. Geben Sie meinen Gläubigern etwas, damit ich sie los werde.

— Ah, es wäre schade um die armen Leute; wer wird den Tapezierer, den Wagenfabrikanten, den Kleiner umbringen, bloß damit man ihnen nicht zu zahlen brauche? Es gäbe einen weit geraderen Weg, sie zu befriedigen.

— Womit soll ich sie befriedigen, rief Abellino wüthend, wenn ich nicht, wie Don Juan de Castro meinen halben Schnurbart nach Toledo schicke, um darauf Geld auszuleihen; aber auch das könnte ich nicht, denn ich habe mir ihn abraufen lassen.

— Und was werden Sie thun, wenn man dennoch das Geld von Ihnen verlangt?

— Das ist bald gethan, ich erschieße mich.

— O das thun Sie nicht. Was würde die Welt dazu sagen, wenn sich ein Vornehmer ungarischer Edelmann wegen einer Bagatelle wie einige hunderttausend Francs erschießen würde.

— Und was wird sie sagen, wenn man ihn wegen einer solchen Bagatelle in den Schuldthurm steckt?

Der Banquier legte lächelnd dem Dandy die Hand auf die Schulter, und sagte mit ermunterndem Ton:

— Wir wollen schon probiren, wie Ihnen zu helfen wäre.

Dieses Lächeln, dieses Herablassende auf die Schulter klopfen charakterisirte den Parvenu vollständig.

Karpáthi dachte in diesem Augenblick nicht daran, daß ein ehemaliger Pastetenbäcker aus der Straße Rambuteau dem Sprößling eines der ersten Kriegshelden Ungarns seine Obnerschaft zuwendet.

Der Banquier setzte sich mit ihm auf einen Divan, und nöthigte ihn so ordentlich zu sitzen.

— Sie brauchen dreimalhunderttausend Francs sagte Mr. Griffard mit freundlichem lauten Ton, und Sie würden doch nicht vor dem Gedanken erschrecken, daß Sie für diese Summe beim Antritt Ihres Majorats sechsmalhunderttausend zurückzahlen?

— Fi donc! rief Karpáthi verächtlich, in welchem für einen Augenblick ein edler Stolz erwachte; er zog kalt seinen Arm aus der Hand des Banquiers, und sagte, Sie sind doch ein Bucherer.

Der Banquier stellte die Abkündigung lächelnd ein, und bemühte sich darüber zu scherzen.

— Das lateinische Sprichwort sagt: „bis dat, qui cito dat,“ „doppelt gibt, wer schnell gibt.“ Warum sollte also der das Gegebene nicht doppelt zurückverlangen dürfen? Uebrigens, mein Herr, ist das Geld eine Waare, und wenn es erlaubt ist, für den gesäten Samen das Zehnfache zu erwarten, warum nicht auch für das gesäte Geld? Sie müssen auch das in Betracht ziehen, daß es das gewagteste Unternehmen von der Welt ist, Geld wegzuleihen; Sie können ja früher sterben, als der Verwandte, den Sie beerben wollen; Sie können auf der Fuchsjagd, oder beim Wettrennen vom Pferde fallen, und den Hals brechen, Sie können in einem Duell erschossen werden, — ein Fieber, oder eine Erkältung, und ich kann mir für meine seligen dreimalhunderttausend Francs einen Trauerflor um den Hut winden. Aber geh'n wir weiter. Für Sie ist das nicht genug, daß Sie Ihre Schulden bezahlen, Sie brauchen auch weiter jährlich mindestens eine doppelt so große Summe. Gut. Ich bin bereit, Ihnen auch diese vorzustrecken.

Karpáth wandte sich bei diesem Wort mit Interesse zu dem Banquier.

— Sie scherzen?

— Nicht im geringsten. Ich riskire eine Million, um zwei zu gewinnen, ich riskire zwei, um vier zu gewinnen, und so weiter. Ich spreche offen. Ich gebe viel, und nehme viel. Sie sind in diesem Augenblick um nicht viel besser dran, als Don Juan de Castro, der sich von den Sarazenen

zu Toledo auf seinen halben Schnurbart Geld ausgeliehen hat; gut! der Schnurbart eines ungrischen Cavaliers soll nicht schlechter sein, als der eines spanischen, — ich gebe darauf, so viel Sie befehlen, und ich wage es kühn in Frage zu stellen, ob es mir oder dem Mohren von Toledo Jemand zuvorgethan hat, oder ob Jemand es nachahmen wird.

— Gut. Einigen wir uns, sprach Karpáthi, der die Sache ganz ernst nahm; Sie geben mir eine Million, und ich gebe Ihnen einen Schuldbrief über zwei Millionen, die ich zu zahlen habe, sobald mein Onkel gestorben ist.

— Und wenn der Lebensfaden Ihres Onkels in den Händen der Parzen länger währen sollte, als die Million in Ihrer Hand?

— Dann werden Sie mir eine zweite geben, und so weiter. Sie legen Ihr Geld sehr gut an, denn der ungrische Edelmann ist der Sklave seines Besitzes, und kann ihn niemanden, als seinen gesetzlichen Erben hinterlassen.

— Und sind Sie dessen gewiß, daß Sie allein der gesetzliche Erbe sind?

— Nach dem Tode Johann's von Karpáthi gibt es außer mir Keinen, der diesen Namen führt.

— Das weiß ich, aber Johann von Karpáthi kann noch heiraten.

Abellino lachte.

— Sie stellen sich meinen Onkel als einen lebenswürdigen Cavalier vor?

— Durchaus nicht. Ich weiß sehr gut, daß er am Rande des Grabes steht; seine Lebensorgane sind so sehr in Auslö-

sung, daß er, wie sehr ich ihn bedauere, kaum länger als ein Jahr noch leben kann, ausgenommen, er ändert plötzlich seine Lebensweise, wozu freilich wenig Hoffnung vorhanden ist. Sie vergeben es mir, daß ich von dem möglichen Tode Ihres Verwandten so spreche.

— Nur zu.

— Bei uns, die wir uns mit den Lebensversicherungs-Anstalten beschäftigen, ist es etwas alltägliches, daß wir die Lebensdauer eines Menschen abschätzen; nehmen Sie daher die Sache so, als ob Sie Ihren Onkel bei einer Lebensversicherungs-Anstalt einschreiben ließen.

— Das sind überflüssige Skrupel; ich habe mit meinem Onkel gar kein Mitleid.

Der Banquier lächelte. Er wußte das besser, als Abellino selbst.

— Ich habe so eben gesagt, daß Ihr Onkel heiraten kann. Das gehört nicht eben zu den seltensten Fällen. Es trifft sich oft, daß abgelebte Gentlemen, die achtzig Jahre hindurch vor der Ehe ein Grauen gehabt haben, plötzlich in einer sentimentalen Stunde, die erste junge Lady, die ihnen zu Gesicht kommt, und sei sie auch zuweilen eine Küchenmagd, mit ihrer Hand beglücken. Oder es kann eine alte Neigung sein, die nach Jahren, wie ein in Steinkohlen eingeschlossenes Insekt zu neuem Leben ersteht, und sie heiraten das Ideal, das sie in seinem sechzehnten Jahre nicht heiraten konnten, weil es vielleicht an einen andern gebunden war, im Alter von 70 Jahren, wenn es wieder frei ist.

— Mein Onkel hat keine Ideale. Er kennt dieses Wort

gar nicht. Uebrigens kann ich Ihnen versichern, daß eine solche Ehe kein Resultat haben könnte.

— Darüber bin ich ruhig, sonst hätte ich es kaum gewagt, Ihnen meine Anträge zu machen. Aber Sie müssen mir noch in einem andern Punkt Sicherheit verschaffen.

— Ich? Sicherheit? Nun, jetzt geht es an meinen Bart, murmelte Abellino, seine schwarzen Favoris streichend.

— In der That, dieser Vertrag ist eben ein solcher, wie diejenigen, welche man sich von einem noch reicheren Gentleman als ich bin, erzählt, den man allgemein den Teufel zu nennen pflegt, und der sich die Seelen der Menschen, welchen er unermessliche Schätze austheilt, durch mit Blut geschriebene Verträge zu verbinden pflegt. Par dieu! mein Geschmaç ist ein anderer; dieser Monsieur Satan weiß mit den Seelen etwas anzufangen, aber wozu könnten Sie mir dienen? Im Gegentheil, ich will mich lieber dessen versichern, daß Sie recht lange leben.

— Natürlich, damit ich nicht früher sterbe, als mein Onkel.

— Betroffen. Ich werde Ihnen daher nicht bloß Geld geben, sondern auch darauf achten, daß Ihrem Leben kein Schaden geschehe.

— Wie so?

— Das will ich Ihnen sagen; so lange der alte Karpáthi lebt, dürfen Sie nicht duelliren, auf keine Parforcerjagd gehen, keine Seereise unternehmen, mit den Mitgliedern des Balletcorps keine Liaison anknüpfen, mit einem Wort: Sie

müssen jede Gelegenheit vermeiden, die mit Lebensgefahr verbunden ist.

— Darf ich also keinen Wein trinken, und dann auf keiner Treppe gehen, damit ich nicht herunterfalle, und das Genick breche?

— Das nehmen wir nicht so genau. Ich gebe es zu, daß Ihnen die aufgezählten Verbote unangenehm genug sein werden, aber ich weiß einen Fall, der sie alle aufhebt.

— Und der ist?

— Wenn Sie heiraten.

— Parbleu! lieber verpflichte ich mich kein Pferd zu besteigen, und keine Waffe in die Hand zu nehmen.

— Monseigneur! Sie sprechen, wie Sie es von den bemalten Chevaliers in den Vaudevilles hören. Das ist eine witzige Caricatur, von Feuilletonisten erdacht. Sie wissen es ja, daß die Ehe in der eleganten Welt nur ein Kautschukband ist, es hält zusammen, wenn man eben will, aber, es gibt auch nach, so viel wir wollen. Sie würden eine elegante Dame mit Ihrer Hand beehren; denn in Paris' findet man ja Damen genug, die man ein ganzes Jahr hindurch zu lieben im Stande wäre.

Nach einem Jahre gäbe es einen jungen Sprößling mehr in der Karpáthischen Familie, und dann wären Sie von Ihrer Verpflichtung frei. Sie könnten den Hals brechen, oder sich erschleßen, wie es Ihnen gerade beliebt. Wollen Sie sich aber lieber weiter des Lebens freuen, so ist ja Paris groß genug, die Welt doppelt so groß, und Sie können sich es einrichten, daß Sie Ihre Frau gar nicht mehr zu sehen brauchen,

ausgenommen etwa, Sie verlieben sich ein zweites Mal in sie, wenn sie Ihnen bereits wieder fremd geworden ist. Das ist nicht so schrecklich.

— Wir wollen sehen, sprach Abellino aufstehend, indem er sich seine, während des Sitzens verdrückten Manschetten glättete.

— Wie? fragte der Banquier gespannt, der es vorausgesehen hatte, daß Karpathi, sobald er sich bereit zeigt, ihm aus seinen Verlegenheiten zu helfen, den Spröden spielen werde.

— Ich sage, wir wollen sehen, welcher der vor mir liegenden Wege der bequemste sei. Das angebotene Geld nehme ich jedenfalls an.

— Ah! das habe ich gehofft.

— Nur die Garantien sind in Frage. Zuerst probire ich, ob ich es vermag, Ihre Verbote zu halten. D ich bin an die ascetischen Entsagungen gewöhnt; in letzter Zeit habe ich mich homöopathisch curiren lassen, und vier Wochen hindurch durfte ich keinen Kaffee trinken, noch mein Haar parfümiren. Ich besitze viel Seelenstärke. Wenn ich Ihre Verbote aushalte, dann probire ich die Ehe. Aber besser als Alles das wäre es, wenn ich meinen Onkel auf schöne Art loswerden könnte.

— Ach, mein Herr, sprach der Banquier rasch aufstehend, ich hoffe Sie scherzen nur.

— Haha! lachte der junge Dandy. Hier ist nicht von Gift und Dolch die Rede; ich denke auch nicht daran, daß ich dem Armen seine Gesundheit durch hitzige Franzjunker, oder durch fette Pasteten verderbe. Sie wissen es, es gibt

so gute schwere Pasteten, man nennt sie Erbschaftspasteten, sie sind nicht vergiftet, nur fett und lecker. Eine Schüssel voll davon gegessen, guten rothen Wein darauf, und der Schlag ist fertig.

— Ich weiß es nicht, denn ich habe niemals solche gemacht, sprach der ehemalige Pastetenbäcker ernst.

— Ich sage es auch nicht, damit Sie sie für meinen Dunkel machen sollen; ich kann hassen, ich kann Jemanden aus Haß erstechen, erschießen, aber Jemanden ermorden lassen, damit ich ihn beerbe, das kann ich nicht; aber ich kann Ihnen sagen, daß ich, wenn ich mir diese Mühe nehmen wollte, fähig wäre, ihn aus der Welt zu schaffen.

— Es wäre Schade, warten wir, bis er von selbst geht.

— Es bleibt nichts Anderes zu thun übrig. Bis dahin sind Sie genöthigt, mein Banquier zu sein. Je mehr Geld ich ausgabe, desto nützlicher ist es für Sie, denn Sie erhalten es doppelt zurück. Was kümmert mich das? Wer nach mir kommt, der möge zusperren.

— Wir sind also einig?

— Morgen nach zwölf Uhr können Sie Ihren Notar mit den fertigen Dokumenten zu mir schicken, damit ich nicht lange zu thun habe.

— Ich werde Sie nicht bemühen.

Abellino empfahl sich, und der Banquier begleitete ihn, sich die Hände reibend, bis zu der Thüre.

Es war die schönste Aussicht vorhanden, daß eines der größten Güter Ungarns binnen einigen Jahren vollständig in die Hände eines fremden Bankiers gelange.

III.

Am Grabe Rousseau's.

Wir sehen drei leicht gekleidete junge Männer dem Wäldchen von Ermenonville zuschreiten. An ihrer Kleidung läßt sich trotz aller Nonchalance des Reisenden jene ungesuchte Eleganz sehen, die geschmackvolle Menschen niemals verleugnen können.

Alle drei sind junge englische Cavaliere. Von allen dreien haben wir bei Mr. Griffard gehört, und wir werden erfahren, daß jene Beiden, welche an der Seite des Dritten gehen, in Folge einer gegenseitigen Wette, Europa zu Fuß durchwandert und dabei in Entdeckungen aller Art mit einander gewettefert haben. Beide haben kräftige markirte Gesichtszüge. Den Einen charakterisiren besonders seine dichten schwarzen Augenbraunen, ein gewisses sarkastisches Lächeln, das übrigens nur auf Augenblicke über sein Gesicht fliegt, und dann ver-

schwindet; der andere ist eine athletische Gestalt, mit ungeheurer Brust, dichtem schwarzen Haar, kühn blickenden feurigen Augen, einem auf Entschlossenheit deutenden Munde, und einem kleinen flaumartigen Schnurbärtchen; wenn er spricht, läßt er eine so tiefe donnernde Stimme hören, daß man ihn, wenn man ihn nicht sieht, für einen ausgewachsenen Mann hält.

Der Dritte, der in der Mitte der Beiden geht, ist ein hochgewachsener, schlanker, junger Mann mit glatt rasirtem Gesicht. Seine Kleidung ist einfach, auf seinem Gesicht scheint gar kein besonderer Ausdruck vorzuwalten, kalte, leidenschaftslose Ruhe weilt darauf; auf seinen Lippen, in seinen Augen liegt jener verklärende Gleichmuth, der den Frauen so gefährlich ist. Seine Bewegungen sind englisch nachlässig, jedoch ohne alle gesuchte Affektation, seine Rede fließt ruhig dahin, ohne daß er auf ein Wort einen besondern Nachdruck legte, oder den Ton hie und da verstärkte, — er scheint sich vielmehr darum zu kümmern, daß seine Rede verständlich sei, als daß er seine Redefertigkeit bewundern lasse. — Das ist jener junge Mann, von dem Griffard erzählte, daß er in Amerika auf dem dritten Deck gereist sei.

Der Seltsamkeit wegen können wir hinzufügen, daß alle drei ungrisch sprechen, was genug zu verwundern ist; wenn wir bedenken, daß die Zeit unserer Geschichte 1822, der Ort das Wäldchen von Ermenonville, und die Personen ungrische Magnaten.

Die jungen Männer nennen sich während ihres Gesprächs mit den Taufnamen; der feurige, muskelstarke heißt Rito-

laß, der mit den dunkeln Augenbrauen Stephan, und der Mittlere Rudolph.

Der aufmerksame Beobachter könnte die Bemerkung machen, daß der Eine von den drei mit verschlungenen Armen wandelnden jungen Männern, immer um eine Kopflänge vorwärts, und einer am meisten zurück ist, so daß der in der Mitte Besindliche bald vor- bald rückwärts gezogen wird, und oft genöthigt ist, stehen zu bleiben, und die während der heftigen Discussion aufgelöste Ordnung wieder herzustellen.

In der Waldeinsamkeit sprechen sie ein wenig lauter; der Wald von Ermenonville ist kein Lieblingsplatz der Modewelt, da kann man sprechen, discutiren, so laut man nur will, und wird doch nicht für lächerlich gehalten.

Plötzlich tritt aus dem Gebüsch ein junger Mann, der stehen bleibend, auf das Gespräch der Drei lauscht. Nach seinem Aeußern zu urtheilen, gehört er zur arbeitenden Klasse; auf dem Kopf trägt er eine breite flache Mütze, seine kräftigen Glieder sind in eine blaue Leinwandblonse gehüllt, die mit einem bunten Kragen versehen ist.

Auf dem Gesicht des jungen Mannes spiegelt sich Freude und Ueberraschung über die Sprache der drei ihm entgegenkommenden jungen Männer. Einen Augenblick scheint er zu schwanken, aber dann geht er ihnen entschlossen entgegen, und spricht sie an:

— Ah, meine Herren, Sie sprechen ungarisch, ich bin auch ein Ungar.

Eine Freuden Thräne blinkte in dem Auge des jungen Arbeiters.

— Wir grüßen Dich, Landsmann, sprach jener mit der donnernden Stimme, indem er dem Unbekannten die Hand freundschaftlich entgegenstreckte, und die seine männlich schützelte. Dasselbe thaten auch die Uebrigen.

Der junge Handwerker war ganz gerührt, und fand kaum Worte, um seine Gefühle auszudrücken.

— Vergeben Sie mir, meine Herren, daß ich mich Ihnen so aufdränge; aber seitdem ich in Paris wohne, es sind schon sieben Jahre, höre ich meine Landessprache zum ersten Mal, und das thut mir so wohl, so wohl.

— Also kommen Sie mit uns, sagte der in der Mitte, wenn Sie Zeit haben; schlingen Sie sich ein in Einen von uns, und plaudern wir.

Der Handwerker schien beschelden zu zögern, als jener von Dreien, der Stephan hieß, ihn unter den Arm nahm, und mitzog.

— Halten wir Sie nicht von irgend einem Geschäft auf?

— Nein, meine Herren, heute ist Feiertag, heute arbeiten wir nicht.

— So halten wir Sie vielleicht von einem Rendezvous zurück, fragte Jener mit lächligem Lächeln.

— Durchaus nicht, antwortete der Handwerker. Ich bin es schon gewohnt, hier spazieren zu gehen, so oft ich freie Zeit habe.

— Aber dieser Ort bietet ja wenig Unterhaltung.

— Freilich sind die Weinhäuser weit von da, aber hier befindet sich das Grab eines großen Daines, dessen Werke zu lesen mehr werth ist, als was immer für eine Unterhaltung;

denn sie sind so geschrieben, daß sich auch der einfältigste Mensch daran erfreuen kann. Die Herren kennen sie vielleicht. Aber was frage ich so dumm! Wie sollten so gebildete Herren nicht die Werke von Jean Jaques Rousseau kennen!

— Sie pflegen Rousseau's Grab zu besuchen?

— Der ist mir der liebste Mensch. Seine Bücher habe ich schon hundertmal durchgelesen, und immer finde ich neue Schönheiten darin; o wie wahr ist jedes seiner Worte! Ich habe es schon oft an mir selbst erfahren; wenn ich eine große Sorge im Kopf hatte, oder wenn mir was Uebles passirt, da nahm ich nur meinen Rousseau vor, und gleich wurde ich ruhig. So gehe ich denn in Feiertagen heraus zu dem einfachen Denkmal, das ihm gesetzt wurde, da setze ich mich nieder, nehme sein Buch heraus, und manchmal kommt es mir vor, als ob ich mit ihm selbst spräche. Ich bin schon zeitlich in der Früh herausgekommen, und jetzt kehre ich zurück.

Rucolph sprach frostig drein und gab dem Gespräch eine ganz andere Wendung.

-- Was für einen Beruf haben Sie in Paris?

— Ich bin ein Arbeiter, Herr, ein Tischlergeselle in Goudchaur's Atelier; wenn Sie vorbeikommen, so nehmen Sie sich die Mühe, die Kunstmodelle, und die gothischen Kirchenornamente anzuschauen, die in der Auslage zu sehen sind, die habe ich gezeichnet.

— Warum streben Sie nicht nach einem eigenen Etablissement?

Der Handwerker seufzte unwillkürlich.

— Ich will nicht in Paris bleiben, mein Herr, ich gehe zurück nach Hause.

— Nach Ungarn? Geht's Ihnen vielleicht schlecht in Paris?

— Besser könnt' ich mir's gar nicht wünschen. Meine Meister schätzen mich, meine Arbeit wird mir gut bezahlt, man liebt hier sein Handwerk, weil es durch die ewig sich ändernde Mode beinahe zur Kunst erhoben wird; es ist ja eine wahre Freude, alle Tage an einem neuen, prächtigen Stück zu arbeiten, und sich damit auszuzeichnen; aber ich kann doch nicht in Paris bleiben, sondern gehe nach Hause, obwohl ich weiß, daß ich dort weder fürstliche Prachtbetten, noch Kirchengallerien zu machen bekommen werde, weil man so was einem Einheimischen gar nicht zutraut; ich weiß, daß ich mit Armuth zu kämpfen haben werde, und daß ich, um leben zu können, Bauernbetten und gemalte Truhen werde machen müssen, weil man von einem ungarischen Meister nichts anderes erwartet; — aber ich gehe dennoch nach Hause.

— Haben Sie vielleicht Verwandte zu Hause? fragte Rudolph.

— Niemanden außer dem lieben Gott.

— Dann ist es unbegreiflich, daß Sie sich von hier fortwünschen, wo es Ihnen so gut geht.

— Gewiß ist's eine Thorheit, meine Herren, und ich kann mir es selbst nicht erklären. Ich war beinahe ein Kind, als ich vom Hause losgerissen wurde, und seitdem ist eine lange Zeit verflossen, aber dennoch kommen mir die Thränen in's Auge, wenn es mir einfällt, daß jenes Volk, das meine

Sprache spricht, hundert und hundert Meilen von hier entfernt ist, und daß ich nicht auch dort sein kann; ich kann Ihnen gar nicht sagen, was das für ein Gefühl ist. Seien die Herren nur einmal sieben Jahre von der Heimat entfernt, dann werden Sie's schon auch erfahren, wie wohl das thut.

Armer närrischer Junge, er dachte, jeder Mensch fühle so wie die Tischlergesellen.

Stephan wandte sich zu Rudolph, und flüsterte ihn in's Ohr.

— Siehst Du das? Wenn Ihr nur den hundertsten Theil von dem fühltet!

Rudolph zuckte die Achseln und murmelte:

— Ein beneidenswerthes Gefühl!

Indeß waren die jungen Männer bei einem Kreuzweg angelangt und zauderten, nicht wissend, welchen Weg sie einschlagen sollten.

— Ah, unser junge Freund ist ja in dieser Gegend bekannt, sprach Nikolaus, der liberalste im Austheilen des Freundschaftstitels. Sie werden so gut sein, uns den Weg zu zeigen, wir wollten auch Rousseau's Grab besuchen.

Der junge Handwerker konnte seine Ueberraschung nicht verbergen.

— Sie wollen auch auf die Pappelinsel?

— Sie scheinen sich darüber zu wundern?

— Weil das ein sehr verlassener Ort ist, das Grab eines Weisen, das sehr Wenige besuchen. Aber ich freue mich sehr darüber, daß auch Sie sich an ihn erinnern; von ganz Frankreich möchte ich nur dieses Grab mit mir nehmen. Heute war

ich schon einmal dort, aber gerne gehe ich aufs Neue hin. Ganz bis zum Grab können wir zwar nicht gehen, denn es ist rings von einem Sumpf umgeben, aber gegenüber befindet sich ein ziemlich hoher Hügel, auf dem eine Art antiker Tempel steht; auf einer der Säulen ist Rousseau's Namen aufgezeichnet, und wenn wir uns dort hinstellen, so können wir den Grabstein des Weisen bequem sehen.

Die jungen Männer nahmen den Antrag gern an, und gingen durch das immer dichter werdende Gebüsch auf den dem jungen Handwerker wohlbekannten Fußpfaden; der Führer blieb zuweilen stehen, da er nicht glauben konnte, daß die jungen Männer hinter ihm so schnell gehen können, wie er.

Endlich wurde der Hügel sichtbar, auf welchem zu Ehren Montaignes ein kleiner Tempel errichtet wurde, auf dessen sechs Säulen der Name je eines Philosophen aufgezeichnet ist, darunter Voltaire, Montesquieu und Rousseau. Das Gebäude ist nur halb fertig, und wurde vielleicht gerade deshalb der Tempel der Weisheit genannt.

Dem Tempel gegenüber ist der kleine Raum sichtbar, welcher die Pappelfinsel heißt; dort blinkt unter dem zitternden Laube der weiße Grabstein des Weisen, ein hoher Obelisk, auf dem die Worte eingegraben sind:

„Hier ruht der Mann der Natur und der Wahrheit.“

Kein Wunder, daß dieses Grab so verlassen ist, die Wahrheit ist ein schlechter Empfehlungsbrief.

Aber die Natur hat das Grab ihres Lieblings in besonde-

ren Schutz genommen; nie wollten darauf die Blumen, und ringsherum läßt sie Gebüsch grünen, als ob sie dieses Grab für sich allein behalten wollte.

Bei dem Denkmal Montaignes, von wo man auf das Grab sehen kann, angelangt, nahm der Handwerker von den drei jungen Männern Abschied, denn er mußte nach Paris zurückkehren; er drückte ihnen gerührt die Hände, entfernte sich ohne nach ihren Namen sich zu erkundigen, und schaute sehr oft nach ihnen zurück.

— Ich fühle eine solche Niedergeschlagenheit, sprach Stephan, nachdem der Handwerker fort war; ich weiß nicht, ob die Worte dieses Arbeiters daran Schuld sind, oder dieser düstere Ort, den ich mir ganz anders vorgestellt habe. Ich dachte mir, der Wald von Ermenonville sei eine heitere Gegend mit blühenden Sträuchern, dazwischen ein Fluß mit einer kleinen Insel, auf welcher ich mir nur Najaden und Faune mit Querpfeifen vorstellen konnte, kurz ich erwartete ein Tempe zu finden, und siehe da, wir finden nichts als einen mit Schilf und Wassertulpen bedeckten Sumpf, und in dessen Mitte einen kunstlosen Stein unter keineswegs malerischen Pappeln.

— Einmal war diese Gegend so, wie du sie dir vorgestellt hast, sagte Rudolph, der sich in's Gras legte, während Nikolaus sich die Aufschriften des Denkmals in's Portefeuille schrieb, — ein blühendes Tempe, dem sogar die Najaden nicht fehlten, nemlich die galanten Damen von Paris. Zu Rousseau's Grab konnte man auf zwei Wasserarmen in kleinen Rachen gelangen. Der Ort war zu Schäferstunden

wie geschaffen. Aber einmal kam ein Wolkenbruch, riß die Ufer des kleinen Baches fort, überschwemmte die Ebene, und seitdem ist hier der Sumpf, seitdem wird Rousseau's Grab von Niemanden besucht, als von Fröschen, die seit Homer große Freunde der Dichtkunst sind, von einigen reisenden Sonderlingen, die auch dazu Zeit haben, und etwa noch von einem Tischlergesellen, welcher die neue Heloise liest. Das ist die Bestimmung eines jeden Gelehrten. Glücklich ihr Barbaren, die ihr keine Gelehrte habt.

— Wenn du unter diesen glücklichen Barbaren uns verstehst, so verdienen wir jetzt dieses Compliment nicht mehr, denn in neuester Zeit beginnt auch der Ungar aus seiner geistigen Lethargie zu erwachen, und nicht mehr ist Eszkonai (1) der letzte Dichter, der in der Literatur einen Platz einnimmt, noch ist der „gelehrte Palóc“ (2) die einzige Zeitschrift, welche die schöne Literatur repräsentirt. In diesem Jahre sind schon mehrere gelehrte und wissenschaftliche Zeitschriften entstanden; unsere Almanache aber, die in diesem Jahre herausgekommen sind, brauchten wir selbst nicht vor der häßlichsten Kritik zu verbergen.

— Auch ich halte die Vorliebe für uns selbst für ein ehrenwerthes Gefühl. —

Stephan gerieth in Feuer.

— O das ist mehr als Vorliebe, es ist Selbstbewußtsein unsere jungen Dichter, die in neuerer Zeit aufgetaucht sind, machen uns stolz auf unsere Sprache, auf unsere Nation.

Nikolaus war mit seinen Aufzeichnungen fertig, und sprach mit donnernder Stimme darein.

— Ist also der Ungar, wie die alten Weiber, nur auf seine Sprache *) stolz? haben wir keinen andern Wirkungskreis vor uns, der uns groß machen kann; als Verseschreiberei und Buchdruckerei?

— Freund! große Helden, große Staatsmänner sind immer nur dort entstanden, wo es große Dichter gibt, und es ist der Todtenschein einer Nation, wenn ihre Dichter verstummt sind, es ist das Lebenszeichen einer aus ihrer Letargie erwachenden Nation, wenn ihre Dichter sich wieder hören lassen. Heutzutage würde einen Geist, wie Johannes Hunyadi, kaum ein anderer Beruf erwarten, als Pflügen und Säen, während ich es wage, den jungen Männern, welche heuer in der Aurora vor das Publikum hingetreten sind, Bajza, Szenvey, Börösmarty (3), eine glänzende Zukunft zu prophезieren.

— Unbekannte Namen, sprach Rudolph, den Kopf auf die Hand stützend, und einen abgerissenen Grassalm im Munde drehend.

— Sie werden es nicht bleiben. Uebrigens kann ich bekanntere nennen, damit du nicht glaubest, daß Diejenigen, die sich mit Literatur beschäftigen, für Varias der Nation gehalten werden; in dem heurigen Jahrgang des Almanachs „Hebe“ findest du Namen, wie Dezsöfi, Franz Teleki,

*) Sprache, und Zunge werden im Ungarischen mit dem einzigen Worte nyelv ausgedrückt; — es wäre etwas gezwungen, wollten wir zur Rettung des Wortspiels, das im Original vorkommt, oben sagen: Unsere Dichter machen uns stolz auf unsere Zunge u. s. w. D. ű.

Gedeon Ráday, Majláth (4), die gehören zu den U n s e r e n , und sind keine unbekannte Namen.

Hier zeigte sich wieder das flüchtige, sarkastische Lächeln auf dem Gesicht des Sprechenden.

— Galvanische Zuckungen von Leichen, nichts weiter, antwortete Rudolph kalt.

— Du glaubst, wir seien todt? fragte Stephan.

— Ja.

— Nicht wahr! riefen jetzt die beiden Andern auf einmal mit Hestigkeit.

Rudolph antwortete mit unerschütterlicher Ruhe.

— Wenn ein lauter Ton eine triftige Widerlegung des Todes ist, so habt ihr Recht, daß Ihr mich so anschreit; Ihr läugnet den Gedanken, weil er Euch noch schmerzt; aber ich sehe, weiß, und fühle es, es ist meine unwiderlegliche Ueberzeugung, daß unser Stamm seine Rolle ausgespielt hat, und dahin zurückkehren wird, wohin seine Vorfahren, die Hunnen, Avarn und Pedschenegen gerathen sind. Unsere Städte, unsere größeren Handelsplätze werden schon jetzt von wenigen Magyaren bewohnt. Die Großen des Stammes wissen nur von der Landkarte her, wo das Land liegt, und ohne daß sie sich den geringsten Zwang anzuthun brauchten, könnten sie Franzosen, Deutsche, Engländer u. s. w. sein; die Originalrace wird nach und nach auf ihre Pustten, in ihre Hütten hinausgedrängt; allmählig werden sie auch dort, von tüchtigeren Landwirthen verdrängt, verschuldet werden, und zu Grunde gehen, und der Adel wird unter seinen veralteten Institutionen begraben werden, sobald diese mit

der Civilisation in Zusammenstoß gerathen. Das ungarische Volk wird nicht von den Barbaren, sondern von der Civilisation vernichtet werden, und was hat unser Stamm, das ihm eine Zukunft verspricht?

— Er hat Ebhne! sprach Nikolaus mit starker Stimme.

— Gut gesprochen, Nikolaus! rief Stephan, ihm die Hand drückend; übrigens behaupte ich, daß unser Stamm alles hat, was er braucht um zu leben.

— Ja freilich, er hat Wein und Getreide!

— Das ist auch etwas; ein Volk, das zu leben hat, ist gegen Entkräftung verwahrt. Freilich ist es auch, weil es zu leben hat, nicht genöthigt, seinen Geist anzustrengen, aber der Ungar ist ein Tausendkünstler. Ist er einmal genöthigt, sich sein Brot mit Mühe zu erwerben, so wird er mit seinen vielseitigen Fähigkeiten Wunder thun. Er wird alle Lösungserbörter der Civilisation zu den seinigen machen, wird mit der Zeit gleichen Schritt halten, und auf jedem Felde mit den ersten Nationen der Welt wetteifern; da wird in dem ganzen Stamm ein neues Leben, neue Bewegung, eine neue Blutcirculation sein, er wird das Schwert niederlegen, mit dem er einst ganz Europa vertheidigt hat, und beweisen daß er jedes Werkzeug zu handhaben weiß, mit welchem man Ruhm, Nutzen, Ehre erwerben kann, sei es der Meißel des Bildhauers, die Säge des Bergmanns, der Pinsel des Malers, das Sennot des Baumeisters, er wird hochherzige Männer haben, die ihn aneifern und begeistern, und ich glaube sogar, daß sie schon geboren sind.

— Und die Hauptsache, die du vergessen hast, sprach Nikolaus darein, ist, daß er einen diplomatischen Wirkungskreis hat, und du mußt doch zugeben, daß der letzte ungarische Táblabiro im kleinen Finger mehr Staatsweisheit besitzt, als der erste. . . .

(Er sah es selbst ein, daß er zu viel sagen wollte.)

Rudolph lächelte bei letzterer Behauptung, und sprach zu Stephan gewandt.

— Dem da antworte ich nicht, sagte er auf Nikolaus deutend, denn er wäre im Stand mich in diesen Sumpf zu werfen; aber das, was du gesagt hast, ist nur meine Behauptung, wenn auch umgekehrt. Wenn unsere Nation ihre Eigenthümlichkeiten ablegt, und sich den Formen anschmiegt, welche die neuen Begriffe vorschreiben, dann hört sie auf das zu sein, was sie ist; sie beginnt ein neues Leben, aber dem früheren stirbt sie ab, sie kann glücklich, wird aber nicht ungarisch sein; je mehr sie sich den anderen Nationen nähert, desto mehr entfernt sie sich von sich selbst; Poeten und Volksmusiker erhalten nicht das Leben der Nation; — von den Staatsmännern getraue ich mich nicht zu sprechen, denn diese stehen unter Nikolaus' Schutz.

— Aber all' diesen Besorgnissen macht ein Wort, eine Idee ein Ende. Dieses Wort heißt wollen und nicht wollen. Wenn wir sagen, wir wollen leben, wir wollen es mit Beibehaltung all' der nationalen Eigenschaften, die edel, lebensfähig und schön sind, wir wollen jeder nach seiner Fähigkeit, auf der gewählten Laufbahn ausharren,

wir wollen uns lieben, das Gute schätzen, wenn es auch nicht vom Ausland kommt, wir wollen jeden Vortheil aufsuchen und ausbilden, der unsere Nation hebt; ferner, wir wollen nicht die eillen Nachhaffer alles dessen sein, was fremd ist, sondern das von der Fremde Uebernommene verdauen, und in unser eigenes Fleisch und Blut verwandeln; wenn wir ins Ausland reisen, um unserem Vaterland mit unserem Verstand, nicht aber dem Ausland mit unserer Thorheit zu dienen, dann gibt es keine physische und moralische Kraft, die uns in den Zustand der Auflösung versetzen kann. Das Eis schmilzt, aber der Krystall schmilzt nicht, und nimmt Funken von der Sonne in sich auf. Die Völker werden einsehen, daß wir lebensfähig sind, und unsere Bestrebungen ehren; auf unseren Feldern wird ein neues Leben blühen, auf unsern Land- und Wasserstraßen wird sich der Handel beleben, die ungarische Sprache wird zu unsere Salons dringen und Mode werden, in unsern größeren Städten wird der nationale Geist gehoren, in der Hauptstadt des Landes, in Pest, wird sich der Glanz, die Kraft, der Geist der Nation concentriren, wir werden eine Akademie, Schriftstellervereine, ein Nationaltheater haben. Und das Alles brauchen wir nur zu wollen.

— Schön. Und wer wird dieses schöne Streben beginnen? Denn Einer muß doch mit dem Beispiel vorangehen; der Geist kann nicht auf einmal in einige Millionen Menschen kommen.

— *A espito solet piscis*: Diejenigen, welche die meisten Verdienste in der Vergangenheit, die meisten Sünden in der

Gegenwart, und die meisten Pflichten für die Zukunft haben,
— die ungarischen Magnaten.

— Der größte Theil ist im Ausland, aber du wirst mir doch zugeben, daß sie da nicht ihr Herz verständen, wenn sie auch den aus der Heimat mitgebrachten Staub von den Füßen schütteln?

Rudolph lächelte.

— Du bist ein Missionär, der seine Landsleute belehren will; wirst du vielleicht die Welt durchwandern, um sie nach Hause zu rufen?

— Das halte ich nicht für unmöglich.

— Glücklicher junger Mann, wie alt bist du jetzt?

— Zwanzig vorüber.

— Morgen wirst du um zehn Jahre älter sein. Morgen kommt mit mir in den Clubb der „jungen Riesen.“ Das ist eine edle Gesellschaft, in welche nur solche Mitglieder Zutritt haben, die sich entweder durch hohe Geburt, durch Reichthum, oder durch eine merkwürdig närrische Lebensweise auszeichnen. Hier werbet ihr alle jungen Männer der vornehmen ungarischen Welt beisammen finden. Dann werde ich dich fragen, ob du sie nach Hause bringen willst, oder ob du dich im Stande hältst, es thun zu können.

— Unnützte Mühe! die Landtagsregalien werden sie schon nach Hause rufen.

Die letzten Worte sprach Nilblaus, welcher während der ganzen Discussion sich bemüht hatte, eine vor dem Tempel liegende entzweit gebrochene Säule aufzurichten, auf welcher geschrieben war: „Wer kann diese Säule wieder aufrichten?“

Nikolaus kehrte das eine Bruchstück um, setzte es mit der Bruchseite in die Erde, legte das andere Stück mit der Krone darauf, und beantwortete so die weise Frage.

Also Morgen gehen wir in den Clubb der jungen Riesen.

IV.

Die jungen Niesen.

Auf der nördlichen Seite des Boulevard Montmartre steht ein dreistödiges Haus, das jetzt der Sitz des Jockeyclubbs ist, aber auch damals (1822) der Lieblingssort der eleganten Jugend war. (Dieser Satz scheint einen Pleonasmus zu enthalten, da der elegante Mensch ewig den Anspruch macht, für jung gehalten zu werden.)

Hier wurde Alles geordnet, was die vornehme Welt zu beschäftigen pflegte; die Anordnungen von Steeplechase's, Wettrennen, Bankets zu Ehren berühmter Künstler sind von hier ausgegangen, hier wurde die öffentliche Meinung des Theaters gemacht, und der Applaus oder das Auspfeifen beschlossen; hier wurde ausgemacht, welche Art Blumen im nächsten Carneval in Mode sein soll; im vorigen Jahr war es die Hortensie, aber zuletzt wurde sie von der Drangenblütthe und dem Heliotropium verdrängt, jetzt sind beide

Letzteren in die Bedienten-Zimmer verdrängt, die Meinung der eleganten Welt ist zwischen Geranium und Melaleuca getheilt, und welche von beiden Arten den Sieg davon tragen werde, das läßt sich nicht prophezeien. Eine noch wichtigere Lebensfrage ist es, ob der Director der Academie royale de musique (einen so hochtrabenden Titel hatte damals das Opernhaus) Muth genug haben werde, in der Zalmira, der neuesten Oper Rossini's, die Titelrolle der Catalani zu geben, die eben erst gekommen, und noch jung ist, und deshalb von den jungen Riesen beschützt wird, — und die Mainvielle zu übergehen, die schon lange da ist, und was noch mehr: die geheirathet hat, und was noch mehr, einen Schauspieler, und die — was das Aergste ist, mit ihrem Manne gut lebt. In jedem Zimmer so wie bei den Piquettischen, als auch um die Billards bilden sich Gruppen, die alle in einer lebhaften Discussion begriffen scheinen; alle sind mit dieser einen Frage beschäftigt, und kaum vermag eine kunstvolle Carambole, oder ein feigreiches Sextett die Aufmerksamkeit der öffentlichen Meinung einen Augenblick auf sich zu ziehen.

Der Lieblingsort der Elite dieser Gesellschaft, der *crème de la crème* ist das Erkerzimmer. Es ist ein prächtiger, mit marmornen haut-relief-Arbeiten und kunstvollen Gemälden (von Lebrun) geschmückter Saal.

Auf dem Erker zeigt sich eine Gruppe von fünf oder sechs jungen Männern, die auf die vornehme und nicht vornehme Welt von Paris hinab sehend, einen prächtigen Stoff zu jener lieben Unterhaltung findet, die man *Médisance* nennt.

Unter ihnen sehen wir den berühmten Marquis de Brya, den ersten Bonhomme von Paris, den lebenswürdigsten Beräuber, der jedes kleinste Abenteuer, das geringste Geheimniß der Boudoirs, die romantischsten Intriquen der Coullissen erfahren muß, um aus ihnen mit allerlei Variationen Fabeln und Anekdoten zu fabriciren; wenn er auf Jemanden gesehen hat, so kann man gewiß sein, daß er von ihm etwas weiß, — aber trotzdem ist der Marquis der lebenswürdigste Mensch, denn er beleidigt Niemanden in's Gesicht, und dafür, was man Einem hinter dem Rücken nachsagt, pflegt man in der gebildeten Welt nicht zu zürnen.

Das Gelächter seiner Gesellschaft beweist, daß er jetzt ein angenehmes Abenteuer erzählt, — zuweilen sinkt seine Rede zu bloßem Geflüster herab, und die jungen Männer stecken die Köpfe zusammen, aber plötzlich bricht das Gelächter wieder aus, und sie fahren auseinander, hierhin und dorthin.

Der Marquis ist ein wohlgenährter, fatter Mensch, von dem Niemand so viel Beweglichkeit voraussehen würde; was er spricht, das weiß er mit den Händen und dem Gesicht so maliciös zu illustriren, daß manchmal die Anekdote nur deshalb interessant ist, weil er sie erzählt, so daß Andere, die sie nacherzählen wollen, damit Fiasco machen.

Wir kommen mit dem Grafen Rudolph und seinen Gefährten eben in dem Augenblick an, in welchem er in bestem Erzählen ist; Rudolph, der mit der Gesellschaft bekannt ist, stellt seine Gefährten vor, und nach der üblichen Begrüßung wird die Erzählung fortgesetzt.

in — Unser Saintmichel, fuhr der Marquis fort, ließ sich nach so vielen vereitelten Bestrebungen nicht abschrecken, — auch nachdem es der Arme nicht einmal so weit gebracht hatte, daß der kleine Petit-pas nur an ihn denke; denn der arme Junge kann sich eben so wenig wie ich zu den Abonisen zählen, seine künftige Erbschaft besitzen noch Menschen, die er noch gar nicht einmal kennt, und sein Monatsgehalt genügt dem Petit-pas nicht einmal zu einem Malaleuca-Bouquet, sie aber ist nicht dazu geschaffen, sich durch Jemandens Verstand unglücklich machen zu lassen. Was also sollte der arme Saintmichel erdenken, um sich der kleinen, rehsüßigen Tänzerin nähern, mit ihr alle Tage sprechen, und so zu sagen Tag und Nacht bei ihr sein zu können?

— Oho! Das wird ein Bißchen zu viel sein! rief Fürst Ivan aus, ein hoher, militärisch gewachsener Mann, in welchem wir jenen nordischen Fürsten zu sehen die Ehre haben, von dem schon einmal die Rede war.

— Na, ich gebe demjenigen hundert Dukaten, der es erräth.

— Gib Dir selbst die hundert Dukaten, und errathe es, sagte Lord Burlington, ein seltsamer junger Engländer, welcher der Gesellschaft den Rücken kehrend, auf einem Stuhle rittlings saß, und seine Beine so weit vor sich hinstreckte, daß man gar nicht glauben konnte, das Alles gehöre zu ihm.

— Der edle Lord macht bessere Wige, als ich, sagte der Marquis lachend; er weiß gut, daß in meiner Tasche keine hundert Dukaten zu liegen pflegen. Also der gute Junge verdingte sich bei der kleinen Tänzerin als Bedienter.

— Ah! ah! riefen Alle.

— So erreichte er einen doppelten Zweck, sprach der Lord von rückwärts; so konnte er zugleich dem Stubenmädchen die Cour machen.

— Fi donc! rief Jemand mit einer fadenblassen Stimme. Das war Graf Bezeléri, ein junger ungrischer Elegant, ein schlanker Junge mit milchweißem Gesicht, der träge am Gitter des Erkers lehnte, und seine Arme durch dasselbe geschlungen niederhängen ließ; Fi donc! sagen Sie das nicht noch ein Mal, ein solcher Skandal in unseren Kreisen!

— Hat keiner von Euch ein Riechfläschchen bei sich? Der Herr Graf wird ohnmächtig! scherzte der Marquis.

— Hören wir weiter, drängten die Andern.

— Also der Junge wurde bei dem Petit-pas Bedienter, lachte Ivan, vielleicht war es derselbe, der mir neulich den Kutschenschlag öffnete, und dem ich fünf Rubel gegeben habe?

— Und der mir meinen Redingot mit Thee begossen hat, und dem ich eine Ohrfeige gegeben habe?

— Ah, ah! sprach der empfindsame ungrische Graf mit der dünnen Stimme, vielleicht ist's gar derselbe, dem ich neulich den Auftrag gab, dem Fräulein meine Liebesbriefe zu übergeben.

— Die hat er gewiß alle in's Feuer geworfen! lachte der Marquis. Aber laßt mich euch erzählen, was weiter geschehen ist, das Beste kommt erst.

— Hört!

— Eines Tages hatte der kleine Petit-pas ein Rendez-vous im Boulogner Wäldchen, wo sie durch die Gnade Gottes eine kleine hübsche Villa besitzt.

— Und für mein Geld! — murmelte Ivan.

— Fürst! was die Rechte gibt, soll die Linke nicht wissen! sprach der Marquis tadelnd. Also die kleine Tänzerin nahm eine Mietzkutsche und fuhr hinaus, um die Schäferstunde abzuwarten, — den Bedienten nahm sie natürlich mit.

— Wen? Saintmichel?

— Ja ihn; sie sollte mit einem wackern General zusammenkommen, zu welchem die liebenswürdige Dame persönliche Neigung hat.

— Debry! verläumde nicht! rief mit scherzhaftem Tadel Rudolph, der sich unter die Zuhörer gemengt hatte.

— Ach, ich habe vergessen, daß Ew. Gnaden hier sind, sonst hätte ich auf meine Ausdrücke besser Acht gegeben. So viel ist gewiß, daß der General bei den Damen viel Glück hat, er hat mich selber schon an mehreren Plätzen aus dem Sattel gehoben.

— Sprich nicht von Dir, von Dir wird schon die Rede sein, sobald Du fortgegangen bist.

— Also bleiben wir bei unserem Gegenstand. Der General erscheint, und der kleine Petit-pas läßt einen Tisch mit zwei Gedecken in die Rosenlaube bringen, — gerade wie im goldenen Zeitalter; eine duftige Rosenlaube, ein murmelnder Bach und zwei liebende Herzen; nur tranken die Schäfer keinen Champagner und hatten keine unglückliche Bedienten um sich, welche die Flaschen entkorken, deren Inhalt die Herr-

schaften schlürfen. Also wie sich Damon und Phyllis zum Tisch setzen, muß der unglückliche Bediente sich hinter dem Fräulein hinstellen und auf ihre Befehle warten, — und da der General ihm gegenüber sitzt, muß er zum bösen Spiel süße Miene machen, und dem General eine freundlich demüthige Miene zeigen. Aber wie er auf ihn hinschaut, möchte der arme Saintmichel gleich in die Erde versinken, denn er sieht seinen eigenen Onkel!

— Ah! Die Geschichte wird interessant.

— Wenn er genug Geistesgegenwart besessen hätte, so hätte ihn sein Onkel nicht erkannt, denn man pflegt dienende Personen, wenn sie mit uns gleichen Geschlechts sind, nicht so aufmerksam anzusehen; aber der arme Junge war so verwirrt, daß er lauter verkehrtes Zeug trieb; er gab ein Messer hin, wenn man einen Löffel begehrt hatte, steckte eine Gabel ins Eis, und hätte seinem Onkel bald mit einem Flaschenkork ein Auge ausgeschossen. Dieser sah denn doch endlich den ungeschickten Bedienten etwas genauer an, und erkannte ihn nach und nach. Que diable! rief er endlich, das ist ja Saintmichel, mein Nefte! Der Unglückliche ließ sogleich vor Schreck ein halb Duzend Porzellainteller fallen. Die Tänzerin aber fing an zu lachen, daß ihr die Schnürbänder riefen, und sie sammt dem Sessel umfiel.

— Ah! das ist interessant.

— Es geschah kein Skandal, man hob sie wieder auf; der General ist ein gutmüthiger Mensch, man ließ den guten Saintmichel am Tisch Platz nehmen, gab ihm ein Gedeck,

und die Freude des Wiedersehens wurde bis in die späte Nacht gefeiert.

— Und dann ? fragte der Lord.

— Das ist gut ; der edle Lord möchte, daß man eine Anekdote so endige , wie Walter Scott seine Romane, wo erzählt wird, wie, wo und wann der Held gestorben ist.

— Was geschah denn mit Saintmichel ?

— In jener Stunde nichts. Es gibt Onkel, die noch liebenswürdiger sind, als ihre Neffen. Aber möglich, daß er nach dieser Anekdote ein Modelöwe wird.

— Ach, wie fade Geschichten, seufzte der empfindsame ungrische Graf, der die Uhr aus der Tasche zog, und sie so nahe an's Auge hielt, daß er es sich mit dem Zeiger hätte ausstechen können, wenn das Uhrglas nicht gewesen wäre. Es sind schon fünf Minuten auf Eins, und ich verspäte mich ; hiermit suchte er seinen Hut, besah ihn, als er ihn gefunden, sorgfältig von innen und von außen, ob es auch wirklich der seine sei, und probirte ihn dann noch am Kopfe, um zu sehen, ob das wirklich sein Kopf sei, auf welchen er den Hut setzt.

— Was versäumt der ? fragte Einer der Zurückgebliebenen, nachdem sich der empfindliche Graf entfernt hatte.

— Das „bain cosmétique de lait“, antwortete Debry spöttisch.

— Sie scherzen, sprach Stephan drein, er wird sich doch nicht in Milch baden ?

— Das thut er, denn das macht die Haut weiß, und die Nerven empfindsam, die bei ihm schon so gut dressirt sind, daß er, so oft man Rossini's Moses gibt, bei den höheren

Tönen mit den Damen um die Wette in Ohnmacht fällt; er hat sich auch schon in Fleischbrühe gebadet, um seine Nerven wieder etwas aufzufrischen.

— Arpad mit dem Pantherfell! seufzte Nikolaus mit donnernder dumpfer Stimme.

Gäste kamen und gingen, die Gesellschaft am Erker änderte sich jeden Augenblick, anstatt der Weggegangenen kamen immer wieder Andere, und die Zurückgebliebenen sprachen immer über denjenigen, der zuletzt fortgegangen war.

Zuerst hatte sich der nordische Fürst entfernt. Debry wußte gleich von ihm eine Anekdote zu erzählen.

— Kürzlich traf er vor dem russischen Gesandtschaftshotel mit einem Kosaken zusammen, der eben vom Pferde stieg. „Du Bauer!“ ruft ihm der Kosak zu — die Kosaken halten nämlich jeden für einen Bauer, der nicht eine Flinte trägt, oder zu Pferde sitzt; — „du Bauer, sagt er, komm her und halt mir das Pferd, bis ich herauskomme“, und hiermit wirft er ihm den Zügel zu. Der Fürst hielt nun das Pferd, während der Kosak drin war. Die Diener des Gesandten sahen das vom Fenster aus, erschrocken eilen sie über die Treppe, und rufen dem ihnen entgegenkommenden Kosaken zu: Um Gotteswillen, was habt Ihr gemacht, Ihr laßt Euch vom Fürsten Ivan das Pferd halten! Der Arme starb beinahe vor Schrecken, warf sich vor dem Fürsten zu Füßen, und flehte um Gnade; wahrscheinlich wäre der arme Kerl glücklich gewesen, wenn man ihm gesagt hätte, daß er mit hundert Knutenhieben davon kommen würde. Da nahm der Fürst zwei Dukaten aus der Tasche, drückte sie dem Kosaken in die Hand,

und sagte: „Da nimm, mein Sohn, und fürchte nichts, sei auch ein anderes Mal so stolz.“

Einige lachten, andere verwunderten sich über diesen Zug; der Lord sagte darauf, das sei nur das Benehmen eines Sonderlings, stieß seinen Stuhl um, stieg über die Knie dreier vor ihm Sitzenden, steckte die Hände hinten in die Fracksachen, nahm seinen Hut vom Tisch, steckte den Kopf darein, ohne zu sehen, ob er den Hut richtig aufgesetzt, und entfernte sich aus dem Erkerzimmer.

— Seht, der edle Lord glaubt, daß nur er das Privilegium habe, ein Sonderling zu sein, sagte Debry. Habt Ihr von seiner kürzlichen Gastdarstellung im Theatre de la Gaîté gehört? Ah, das ist interessant, sagte Rudolph, sich zu ihm wendend.

— Nicht wahr, Sie kennen das allerliebste kleine Baudeville: La belle laitière, das vor einigen Wochen so großes Furore gemacht hat? Darin hat ein Bär eine sehr rührende Rolle; er geräth mit einem Jäger in Kampf, der Jäger erlegt ihn auf der Bühne, setzt sich auf ihn und singt ein hübsches Couplet, das auch schon jeder Gamin singt. Der närrische Lord beredet nun einmal den Direktor der Gaîté, er möge ihn die Rolle des Bären spielen lassen. Der Direktor ist's zufrieden. Der Lord wird in eine Bärenhaut genäht, und brummt und jottelt ganz prächtig. Endlich kommt der Jäger, der Lord stellt sich auf die beiden Hinterfüße, der Jäger stürzt auf ihn los, der Bär schlägt ihm das Jagdmesser aus der Hand, dann ringen sie, der Jäger unterliegt, der Bär setzt sich auf ihn unter großem Triumphgeschrei, und jetzt singt der

War das bekannte Couplet des Jägers zum großen Jubel des Publikums. Ist das nicht ein interessanter Spaß?

Rudolph hörte die Geschichte des Marquis mit großer Aufmerksamkeit mit an, und unterbrach ihn nicht, so lange er erzählte, machte aber endlich die Bemerkung:

— Sehr interessant und neu; ich habe diese Geschichte erst vorgestern im Journal des Caricatures gelesen.

Das ist hart, sagte Debry; Einen eine Geschichte aus-erzählen zu lassen, und erst am Ende sagen, daß man sie in der Zeitung gelesen habe. Nach einem solchen Fiasco muß ich fort.

Ehe er fortging, wandte er sich mit der scherzhaften Bitte an die Gesellschaft:

— Meine Herren, haben Sie Barmherzigkeit. Ich weiß, welches Schicksal den erwartet, der von hier fortgeht. Gnade und Barmherzigkeit, meine Herren.

Zu Debry's Glück war die Gesellschaft in diesem Augenblick von einem ganz andern Gegenstand in Anspruch genommen, der es nicht erlaubte, von ihm zu erzählen, er sei der reichste Mann, weil er nicht allein aus seiner eigenen Tasche, sondern fortwährend aus den Taschen Anderer Geld ausgibt, er färbe seinen Bart, habe dreißig Perrücken, sehe jeden Tag eine mit längeren Haaren auf, und sage am Ende des Monats, daß er sich das Haar schneiden lasse, auch sei er sehr böse, wenn man auf seine Perrücke anspielt. Einmal hätte er sich beinahe mit dem Engländer wegen eines solchen Wipes duellirt; als sie im Odeon waren, und die jungen Riesen fortwährend die Logenthür offen ließen, beklagte sich Debry

über den Lustzug, der hierdurch entstehe; der Lord sagte aber darauf: „Sie haben leicht reden, Ihr Kopf ist bedeckt.“ Alles das und noch manches Andere hätte man von ihm erzählt, sobald er sich aus dem Cirkel der Medisance entfernt hatte, wenn nicht in demselben Augenblick eine seltsame herrschaftliche Equipage über das Boulevard gefahren wäre. Vor eine neue, melonengrüne Kalesse waren vier graue Vollbluthengste, nicht je zwei und zwei, sondern wie an einem römischen Triumphwagen alle vier in der Breite gespannt. Der elegante Herr kutschte selbst, der Kutscher und der Jäger saßen im Coupé.

— Seht da Karpáthi, sprach ein junger Dandy, sich über den Erker hinausbeugend, (dieser, der Sohn eines ungrischen Vicegespans, der seine Apanage von der Heimath bezieht, und sich seit Jahren bemüht, die Leute glauben zu machen, daß seine Mutter eine Baronin sei, und daß man die Vicegespane in Ungarn mit Excellenz titulire) oh, welch ein prächtiger Junge ist der Karpáthi! wolne Herren, einen solchen Kutscher gibt es in ganz Paris nicht. So fährt er en carriere, wenn eben die meisten Kutschen auf dem Boulevard sind. Kürzlich wollte ihm ein Milchwagen nicht ausweichen. Na warte! sagte er, ich saß neben ihm, dann fuhr er so geschickt darauf los, daß er den Milchwagen umstürzte, und der Milchhändler unter dem Wagenkasten kläglich hervorguckte, — er hatte einen Fuß und die Deichsel gebrochen. Abellino machte dann auf der Conciergerie, wohin der Milchhändler klagen gegangen war, kurzen Prozeß, nahm die Börse heraus, und sagte: „So viel für die Deichsel, so viel für den Fuß!“ Wie wichtig!

Ein ähnlicher Fall ist dem Kutscher meiner Mutter, der Baronin, passiert, eines Morgens kam er zum Papa, und sagte: Excellenz! — —

Hier wurde der junge Merveilleux in seiner Erzählung unterbrochen, denn im Salon entstand ein großer Lärm, als ob man Jemanden mit jubelndem Triumph begrüßte; die Thüre des Erkersaales öffnete sich, und mit siegestrahlendem Gesicht trat Karpáthi herein, begleitet von einer Menge junger Riesen, die Karten und Billard verlassen hatten, um die gute Nachricht zu hören, welche der hiermit beauftragte Abellino über die Mainvielle - Catalani - Angelegenheit brachte.

Run, was ist beschloffen? fragten hundert Stimmen auf einmal.

— Meine Herren, lassen Sie mich nur erst ein wenig zu Athem kommen, ich bin ganz alterirt, exaltirt, fatigirt.

Man brachte ihm schnell einen Stuhl und ließ ihn setzen.

— Alles ist gewonnen, ich habe mehr erlangt, als der Clubb gefordert hat; — ruhig, meine Herren! ich will Alles erzählen, aber dabei bedinge ich mir aus, daß Sie mir nicht in die Rede fallen. Also wissen Sie, daß dieser starrköpfige, eigensinnige Deboureur, der Direktor der Oper, die Rolle der Zelmira durchaus nicht der Catalani, sondern der Mainvielle geben wollte — —

— Derselben Mainvielle, die vor einigen Jahren in Petersburg, Venedig und hier in Paris mit solcher Auszeichnung empfangen wurde? fragte Stephan.

— Da habt Ihr's, es redet mir schon Jemand drein ! rief Abellino zornig, und von seinem Sitz aufspringend.

— Um Vergebung, der Name hat mich überrascht, da diese Dame unsere Landsmännin ist.

— Die !

Dieses Wort war so betont, als ob es sagen sollte : Wie kann denn etwas Ausgezeichnetes aus unserem Lande kommen ?

— Also, fuhr Abellino fort, der Direktor machte sich ganz unzugänglich, und wollte sich über diesen Punkt nicht einmal in ein Gespräch einlassen. Da kam mir meine alte Schutgöttin, der glückliche Zufall, in Gestalt eines Pudels zu Hilfe.

Allgemeines Gelächter.

— Wie gesagt, in Gestalt eines Pudels. Meine Herren, Sie kennen das neueste Drama, das eben in Mode ist, und alle Stücke von Shakespeare und Victor Hugo in den Hintergrund drängt : „Aubry, oder der dankbare Hund“ ? — Gegenstand desselben ist : ein Ritter wurde ermordet, und sein treuer Hund tritt als Kläger gegen den Mörder auf, worauf der König ein Gottesgericht veranstaltet, in welchem der Angeklagte vor den Schranken erscheinen, mit dem rächenden Pudel kämpfen muß, und von diesem auch besiegt wird. Ein Genie hat daraus ein rührendes Drama gemacht, in welchem Philax, der Pudel, die Hauptrolle hat. Herr Philax hat bereits halb Europa bereist und ist überall mit Triumph, mit Begeisterung empfangen worden, für ihn regnete es Kränze, und für seinen Herrn Thaler und Louisd'or ; verge-

bens riefen die Dichter, die Journalstribler, dies sei Schmach, eine Entehrung der Kunst, eine Erniedrigung der Poesie! Philax setzt dennoch seine Kunstreise fort, und vor einigen Wochen in Paris angelangt, machte er auch hier Furore. Anfangs fürchteten sich zwar die Direktoren, ihn auftreten zu lassen, denn die Schauspieler drohten, die Bühne zu verlassen, auf welcher der Künstler mit einem Hund in eine Kategorie gestellt wird, und wo Beifall und Kränze, die bisher für richtige Declamation, künstlerische Mimit, ausgezeichnete Stimme und warmes Gefühl als Belohnung galten, jetzt dem Bellen und den Sprüngen einer Bestie zu Theil werden.

— Der spricht nicht schlecht, flüsterte Stephan Rudolph in's Ohr.

— Sorge nicht, er wird sich schon zu Grunde richten.

— Indes traf sich doch ein Direktor, den seine Schauspieler nicht genirten, und der den Muth hatte, den Hund zu Gastrollen auftreten zu lassen, wobei er es vom Erfolg abhängig machte, ob er ihn als ordentliches Mitglied engagire oder nicht. Es war der Direktor des Luxembourg. Der Erfolg übertraf alle Erwartungen. Die elende Baracke, in welche früher Niemand hineinging, als Matrosen, Studenten und Debardeurs, in der sich nicht einmal eine ordentliche Lorette zeigte, füllte sich jetzt mit dem elegantesten Pariser Publikum. Aus den nach Knoblauch und Branntwein riechenden Logen blickten die bekanntesten Modedamen, und an diesem Abend wurde der künstlerische Hund im vollen Sinne des Wortes unter einem Blumenregen begraben. Von diesem Tage rüß ein Theater dem andern den berühmten vierfüßigen Künstler

aus den Händen, einen Abend hörte ihn das Gatti bellen, den andern das Baudewilletheater, den dritten das Variétés, bis er die Runde durch alle Bühnen von Paris gemacht hatte. Die beiden stolzen Theater, des theatre français, und die academie royale de musique blieben ohne Publikum; die elegante Welt riß sich um Philax, man überhäufte ihn mit Schmeicheleien, und natürlich, die Damen hingehen, da eilen auch die Herren hin, kurz: die beiden pedantischen Theater hatten die Ehre, ihren Eid, die Hermione, und den Tartüffe, — die Cenerentola, die Gazza ladra, Alcidor, oder Kurmahat vor leeren Bänken aufzuführen, das Theater blieb leer, und die Directoren wütheten über das Publikum, das in den Hund völlig verliebt war.

— Monsieur! müssen wir das Alles wissen? rief eine ungeduldige Stimme.

— Meine Herren, ich bitte um Discretion, sprach Abellino unwillig, sonst erzähle ich kein Wort weiter.

Man stimmte für Discretion.

— Ich besuchte Herrn Deboureur, wissend, wie sehr er gegen den Hund gereizt sei, so daß er, wenn er im „Aubry“ die Rolle des Mörders zu spielen hätte, ganz gewiß den Pudel, und nicht dieser ihn umbrächte. Ich machte ihm also den Antrag, daß ich der Hundsfaison plötzlich ein Ende machen, und das Publikum von seiner Leidenschaft für den Pudel kuriren wolle; ich fragte ihn, was er mir hierfür zu thun erbbüßig sei. — Alles, was Sie wünschen, antwortete der brave Mann. — Gut, sagte ich, ich wünsche zweier-

lei: erstens, daß Sie die Rolle der *Zelmira* der *Catalani* geben. Er versprach es.

Die jungen Riesen rissen auf dieses Wort *Abellino* vor Freude beinahe in Stücke.

— Das zweite ist, daß Sie den Tag nach Aufführung der *Zelmira* sogleich die veraltete Oper: *Italiana in Algieri* aufführen, und darin die *Mainvielle* auftreten lassen.

— Bravo, Bravo! riefen mehrere; das ist prächtig, man könnte nie auf geschicktere Weise eine Künstlerin heben, und die andere stürzen.

— Wartet, das ist noch nicht alles. Die *Mainvielle* muß die Sache sogleich erfahren haben, denn noch in derselben Stunde ließ sie dem Director sagen, er möge ihr Urlaub geben, denn ihr Mann sei krank, und sie müsse mit ihm ins Bad reisen. Wer sieht da nicht die Verderbtheit der Welt! Ist das die Ordnung, daß die Schauspielerinnen mit ihren Männern zusammen reisen? Enfin, der Director war genöthigt, die *Mainvielle* binnen drei Tagen zu entlassen; die *Zelmira* wird, da erst zwei Akte davon einstudirt sind, erst nach der Abreise der *Mainvielle* aufgeführt werden können, und es wird den Anschein haben, als ob man der *Catalani* die Rolle aus Noth gegeben hätte. Wer kann da helfen?

Hier schaute er die jungen Riesen der Reihe nach an, und da sie schwiegen, schlug er sich auf die Stirne, als wollte er sagen: „Mein Kopf!“

— Um so besser, sagte ich, wir lassen also an einem Abend die ersten zwei Akte der *Zelmira*, und hierauf jene zwei unausfehllichen letzten Akte aus der *Italiana in Algieri*

aufführen, bei welchen sich das Publikum gewöhnlich zu entfernen pflegt. Ist's nicht so gut?

— Prächtigt! riefen Alle, das Arrangement ist geistreich erdacht, und läßt nichts zu wünschen übrig. So haben wir Triumph und Sturz an einem Abend, erst Applaus, und dann Zischen.

— Aber hört weiter. Die Bedingung hiesfür war, daß die Pubelsaison ein Ende habe; — hier sprang Abellino auf, schmalzte mit den Fingern, und rief: Eh voilà, sie ist schon zu Ende!

— Wie so? wie so? fragten Alle verwundert.

— Ich setzte mich sogleich zu Pferde, sprach mit meinem Banquier (hiebei richtete er sich die Kravatte, damit seine Zuhörer bedenken, er habe wieder einen Banquier), und von dort ritt ich sogleich zu Belerín, dem der vierfüßige Künstler gehörte. Ich ließ ihn sammt den Hund zu mir herausrufen; und ohne vom Pferde zu steigen, fragte ich: „Wie theuer gibst du die Bestie?“ Der Flegel antwortete erst grob, und sagte, ich besäße gar nicht so viel Geld, als ich ihm dafür geben müßte. Par dieu! kann man einem ungrischen Cavalier eine größere Grobheit sagen, als daß er kein Geld habe? Ha! rief ich dem Lämmel wüthend zu: Monsieur, was nennen Sie Geld? Glauben Sie, daß ich Ihnen den Hund nicht bezahlen könne? Wie viel verlangen sie dafür? — Der Mensch antwortet, daß er ihn nicht unter fünfzig Tausend Francs hergebe! — Fripon! rief ich, und das nennt er Geld! Hier hast du Deine fünfzig Tausend Francs, rief ich, aus meinem Portefeuille fünfzig Banc-

billets nehmend, und warf sie ihm hin. Der Lummel staunte; der Hund hat ihn zwar von Jahr zu Jahr genährt, aber der Hund kann sterben, und fünfzig Tausend Francs sterben nicht, er kann damit einen Spezerei-Kramladen eröffnen, und davon auskommen bis zu seinem Tod; er schien ein wenig zu überlegen, dann steckte er die Bankbillets ein, führte mir den Pudel am Halsband zu, und brummte: da haben Sie einen guten Kauf gemacht. Der Lump sah mich für den Direktor einer Wandertruppe an, der mit dem Hunde reisen will. Nichtswürdiger, damit du siehst, welch ein Spaß es einem ungrischen Cavaller sei, fünfzig Tausend Francs hinauszuerwerfen, und damit du ein anderes mal Respect habest, — da sieh! Hiermit zog ich ein Terzerol aus der Satteltasche, und puff! da lag der Hund todtgeschossen, — und hiermit hat die Hundsaison ein Ende.

Alle verstummten vor Erstaunen, nur einer aus der Gesellschaft ließ einen Seufzer vernehmen.

— Dein Kamerad bedauert den Hund, sprach Abellino zu Rudolph, auf Stephan deutend.

— Nicht den Hund, sondern dich.

— Eh bien, ich habe die Bedingungen erfüllt, und Deboureur die seine; auf übermorgen sind Zelmira und l'Italiana angesetzt; jetzt ist es Zeit an die Vorbereitungen zu denken, wir müssen die Rollen vertheilen, damit wir schneller fertig werden; Debry muß die Blumenverkäuferinnen aufstreiben, und so viel Malaleuken als zu haben sind, zusammen kaufen; Fennimore (das war der Taufname des Landsmannes, der sich in Milch badete) muß mit den Poeten sprechen, die uns

ihre Werke zu dediciren pflegen, sie sollen Lobgedichte verfassen. Ivan soll zum Juweller eilen, und die schönsten Diamanten, er hat darin den besten Geschmack, zu einem prachtvollen Diadem auswählen; wenn die Kosten mehr ausmachen, als die Clubblasse, so decke ich sie.

Auf dieses Wort entstand unter den jungen Riesen eine große Bewegung; jeder wollte, daß man ihm etwas anvertraue.

— Disponirt auch über mich, rief jener junge Gentleman, der seinen Vater mit Excellenz zu tituliren pflegte. Disponirt auch über mich, rief er zum zehnten Mal.

— Sehr gern, mein Freund, rief der Alles arrangirende Abellino; eilen Sie, den Herrn Dignon aufzusuchen, und hieher zu bestellen.

Der junge Mann überlegte einen Augenblick, ob das wohl genug Ehre für ihn sei, oder nicht; endlich entschloß er sich, nahm seinen Hut, und ging fort.

— Und ihr werdet Euch nicht rühren? rief Abellino nach der Ecke hin, wo Rudolph mit seinen Gefährten stand.

— Wo so viele mitspielen, da müssen ja auch einige Zuschauer übrig bleiben, antwortete Rudolph mit frostigem Sarcasmus, während Stephan seinen Zeigefinger in Abellino's Knopfloch steckte, und ihn am Arme in die Ecke zog.

— Sprich, woher dieser Zorn gegen die Mainvielle? Hat sie Jemanden von Euch beleidigt?

— Uns Alle hat sie auf's Blut beleidigt! — vor vier Jahren ist sie hergekommen, wir haben sie zum Himmel erhoben, gepriesen, ihr Weltruhm verschafft, und womit hat

sie's uns gedankt? Damit, daß sie sich höchst unanständiger Weise vor uns zurückgezogen hat an die Seite ihres morosen, hypochondrischen Mannes, und die anständigsten Cavaliere zurückwies; mehrere von uns beabsichtigten mit ihr die honnetteste Liaison anzuknüpfen, aber alle hat sie zurückgewiesen.

— Dann habt Ihr Recht, sprach Rudolph, seine Lippen kaum zu bitterem Spott bewegend.

— Aber das ist noch wenig. Vor kurzem gaben wir ein Banquet, bei welchem nur Künstlerinnen und Kunstfreunde zugegen waren, und sie blieb weg unter dem Vorwand, ihr Mann sei krank, und sie müsse ihn pflegen. Ah Madame! Sie trogen uns? Warten Sie, wir werden Ihnen beweisen, daß wir sie zu stürzen vermögen, wir, die wir Sie erhoben haben.

— Wenn aber der Mann dieser Frau gegen Euch auftritt? fragte Nikolaus, der das sehr natürlich gefunden hätte.

— Ihr Mann? Que diable? Was könnte der uns thun? wir sind Publikum, und er Schauspieler, wir zahlen und er spielt; wir können nach Belieben applaudiren oder zischen. Dafür zahlen wir.

— Laß mich nur eines sagen, sprach Stephan, indem er, was später seine bekannte Gewohnheit wurde, demjenigen, mit welchem er sprach, das Halstuch richtete, — dieses Weib ist eine Ungarin, unsere Landsmännin. Und sollen wir sie verfolgen?

Abellino antwortete nicht auf diese Frage, sondern indem

Stephan ihn mit dem Finger am Knopfloch zerrte, sagte er scherzend:

— Wollen Sie so gut sein, mein Knopfloch loszulassen, oder soll ich mir den Grad ausziehen, und ihn hier lassen? — Nachdem dieses geschehen war, mischte sich der junge Lion mit Nonchalance unter die jungen Riesen.

Bald darauf kehrte der aus der Mesalliance einer Baronin mit einem Vicegespan hervorgegangene junge Mann, mit Monsieur Dignon zurück.

Monsieur Dignon war aber niemand Anderer als der Entrepreneur des Claque, das ist ein Mensch, der mit Applaus und Zischen handelte. Ein hochansehnlicher Mann, von dem das Schicksal der Schriftsteller und Künstler abhängt.

In Bezug auf den ersten Punkt, nemlich Applaus, Kränze werfen, und Gedichte Ausstreuen war die Verhandlung bald beendigt. Der andere Punkt ging etwas schwerer durch; eine in allgemeiner Achtung stehende Künstlerin auszischen ist kein Spaß; man kann sich dazu nicht so leicht hergeben denn man hat bald Gelegenheit, mit der Gensd'armie bekannt zu werden, auch ist es möglich, daß das Publikum Partei nimmt. Endlich hat selbst der Chef der Claque ein Herz.

Aber zum Glück ist das Herz des Chefs der Claque nicht aus Eisen, einige goldene Beweggründe erweichen ihn; er wird schon sehen, was er thun kann. Er wird bewirken, daß der Empfang ein kühler sei, daß die Pastetenverkäufer auf den Gallerien keine Erfrischungen herumtragen, damit das Publikum unruhig werde; irgend ein unerwartetes Intermezzo kann dann gute Dienste leisten, ein Hut, der ins

Parterre fällt, Jemand, der während des Pianissimos der Sängerin laut gähnt, damit der leichtblütigere Theil des Publikums in Gelächter ausbreche, — Alles das wird mehr werth sein, als ein entschlossenes Zischen; denn Langweile und ein frostiger Empfang sind eine weit erdrückendere Manifestation, als Zischen und Pfeifen, wodurch oft Reaction hervorgerufen wird.

So wurde die Uebereinkunft auf den übermorgigen Abend geschlossen und ratificirt; die aufgeregten Gemüther der jungen Riesen hatten keine Geduld so lange zu warten.

— Also willst du diese nach Hause bringen? fragte Rudolph seinen schweigenden Gefährten.

— So viel ist gewiß, daß ich dich mitbringe.

Rudolph ließ den Kopf sinken, und ging schweigend an der Seite seiner Gefährten durch die Säle des Clubs, und erst, als sie die Treppe hinabgingen, sagte er:

— Möglich!

Sehen wir nun, wer jene Mainvielle gewesen sei, die in der Welt der Riesen zu einer so energischen Bewegung Anlaß gegeben, und für die wir ein um so größeres Interesse hegen, da sie eine Ungarin ist und europäischen Ruf hatte. Sie hatte ihn! jetzt liegt auch sie in tiefem Schlaf, seit ihre Zaubertöne verklungen, wird von ihr nicht mehr gesprochen.

V.

Die Laufbahn einer berühmten Künstlerin.

Ich spreche nicht von etwas Idealem; die Dichter lügen, das Leben spricht die Wahrheit.

Die Künstlerin, über deren Leben ich spreche, war einer der glänzendsten Geister ihrer Zeit; sie war von der Natur mit einem großen Herzen, einnehmenden Zügen, einer hinreißenden Stimme begabt, und vom Genius der Kunst geweiht; das launische Schicksal hatte ihr seine Gaben erschlossen, damit sie wähle.

Ihr Ruhm war verbreitet von Moskau bis Venedig, von Wien bis Paris und London. Man sprach von ihr als von einer Wundererscheinung; die Dichter, welche die Helden der Weltkriege besangen, sangen auch zu ihrem Preise, und ihr Triumph war sogar vollkommener als der Napoleon's; denn sie besiegte nicht bloß eine oder die andere Nation, sondern ganz Europa auf einmal, und in England hielt man

sie für eben so groß, wie in Rußland, in den Tuilerien erkannte man ihre Hoheit eben so gut an, wie im Kreml. Wie jetzt der Name Jenny Lind's, so war auch der ihrige in der ganzen Welt bekannt, — und doch, obwohl seit damals kaum dreißig Jahr verflossen sind, erinnert sich ihrer jetzt Niemand mehr.

Der Name dieses Weibes war Josefine Fodor. Ihr Großvater, Karl Fodor, wanderte im vorigen Jahrhundert als Husarenhauptmann, mit drei Söhnen nach Holland aus. Der jüngste derselben, Joseph, verlegte sich auf Rußl, heiratete, und wurde vom Herzog von Montmorency zum Hofkapellmeister gewählt. Eine Frucht dieser Ehe war Josephine; ihre kindliche Schönheit bewies, wie sehr ihre Eltern sich einander liebten, und ihre mit ihrem Wachssthum sich mehrende Schönheit bewies, wie sehr sie ihre Eltern liebte. Vielleicht ist's ein Aberglaube, was ich da sagte, aber ich glaube, daß ein Kind, dessen Eltern sich nicht lieben, häßlich zur Welt kommt, und daß ein Kind, welches seine Eltern nicht liebt, häßlich wird, denn die Liebe schafft das Schöne.

Als der Herzog von Montmorency beim Ausbruch der französischen Revolution floh, kehrte Joseph Fodor nach Holland zurück, und da starb seine Gattin. Damals wurde er mit dem Fürsten Kurakin bekannt, dem russischen Gesandten in Holland; von diesem wurde er nach Rußland berufen, wo ihn der die schönen Künste vergötternde Aristokrat als Kapellmeister anstellte, während er Josefine mit seinen eigenen Töchtern zusammen von europäisch berühmten Meistern er-

ziehen ließ. Das kleine Mädchen sprach schon im Alter von 10 Jahren alle gebildeten Sprachen der Welt, die vaterländische süße barbarische Sprache hatte sie in traulichen Stunden von ihrem Vater erlernt.

Schon im zarten Kindesalter spielte sie die Harfe, welche damals vor dem noch nicht vervollkommeneten Klavier noch viele Vorzüge besaß, mit so großer Fertigkeit, daß ihr Vater keinen Anstand nahm, sie vor der vornehmen Welt Moskau's in einem Concert auftreten zu lassen, in welchem sie Alles zur Bewunderung hinriß.

Zwei Jahre darauf hörten sie die Kunstfreunde Moskau's singen. Diesem Concert wohnte selbst der Czar Alexander bei, der von ihren Tönen so hingerissen wurde, daß er dem Mädchen Angesichts aller Anwesenden die Hand drückte, — und kaum war eine Woche verflossen, so schickte er einen seiner Kammerherren zu ihrem Vater, um Josefine für die Hofoper mit einem Gehalt von drei Tausend Silberrubel zu engagiren.

Sie wurde bald der Liebling des Publikums. O unter jenem kalten Klima fühlen die barbarischen Menschen, von welchen wir unter einem wärmeren Himmel Geborenen glauben, daß sie in Bärenhäuten gehen und zur Trommel tanzen, sehr warm für die Kunst.

Zu jener Zeit besaß Moskau auch ein französisches Theater, als dessen gefeiertester Held Herr Tharaud-Mainvielle genannt wurde.

Der Künstler hatte eine hohe, ideale Gestalt, edle, männliche Züge, an welchen gewöhnlich nur der Ausdruck der

Ehrlichkeit und Offenherzigkeit sichtbar war, und das war sein Charakter; aber auf der Bühne konnte er seine Physiognomie in tausend Arten ändern. Aufregung, Wuth, schrecklicher Zorn, unwiderstehlicher Zauber, tödtliche Rache, Humor, — Alles konnte er ausdrücken, und das war seine Kunst.

Man sprach von Mainvielle eben so rühmlich, wie von Josefina. Der Ruf, der so geschickt Liebesbündnisse anzuknüpfen versteht, kam von ihm zu ihr, und von ihr zu ihm; jeden Tag mußten sie von ihren wechselseitigen Stegen hören. Nicht einmal ist es dem Ruf gelungen, zwei berühmte Menschen mit einander zu verbinden, die sich einredeten, daß sie einander lieben, während sie nur einer des andern Ruhm liebten.

Aber die Regel hatte hier ihre Ausnahme. Die beiden größten Künstler der Zeit liebten einander mit einer Liebe, die auch damals noch fort dauerte, als ihr Ruhm bereits verschollen war. Denn wisset, meine Lieben, die ihr nach Ruhm geizt, daß der Ruhm des Künstlers vergänglich ist, dieser braucht nicht erst zu sterben, er braucht nur alt zu werden; er lebt noch, und ist schon begraben.

Also die beiden berühmten Künstler wurden Mann und Weib, und seitdem hatten beide doppelten Ruhm; das applaudirende Publikum kannte eben so gut den Namen Mainvielle, wie den Namen Fodor, und brauchte sich nicht erst an einen neuen Namen zu gewöhnen, wenn es seinen Liebling als verheirathete Dame auf der Bühne sah.

Indeß brach der russisch-französische Krieg aus, und Kai-

ser Alexander verwies plötzlich aus seinem Reiche alle französischen Schauspieler, unter ihnen auch Mainville. Josefina brauchte ihrem Manne nicht zu folgen, denn sie traf die Ausweisung nicht; sie war beim russischen Hoftheater engagirt, und es wäre nichts außerordentliches gewesen, wenn sie ihren Mann hätte stehen lassen, und selbst in ihrem glänzenden Engagement verblieben wäre.

Aber sie handelte nicht so, sie verließ ihre gute Stellung, und folgte ihrem Manne in Armuth und Elend. Sie organisirten eine Wandertruppe, und bereisten mit derselben Stockholm, Kopenhagen und Hamburg; eine Oper hatten sie nicht, und Josefina spielte in Dramen mit. Das wird, glaube ich, Jeder für das größte Opfer halten, der die glänzende Laufbahn der Opernsänger mit der bescheidenen des Schauspielers vergleicht.

So kamen sie nach Paris zurück.

Eine Kunsthalle dritten, vierten Ranges, das Feydau-Theater, bewilligte nach vielen Bitten, daß Josefina auftreten konnte. Seit dem Tage wurde sie der Liebling von Paris. Sogleich wurde sie an der italienischen Oper als Primadonna engagirt, und als sie in der Griselda auftrat, wurde die frühere Primadonna, Signora Barilli, zu ewiger Vergessenheit verdammt.

Von Paris kam sie nach England, und dann nach dem zauberischen Venedig. Hier in der Heimath der Musik erreichte sie den Gipfel ihrer Berühmtheit. Selten ist der Künstler, der seine anderswo erworbenen Lorbeern nach

Italien bringt, wem es aber gelingt, sie von dort unverwundet zurückzubringen, auf dessen Haupt grünen sie ewig.

Die Begeisterung der Venetianer für die ungarische Künstlerin stieg so hoch, daß sie dieselbe in der Venetia feierlich krönten, und zu ihrem Andenken goldene, silberne und Bronzemedaillen prägen ließen, auf deren einer Seite das Brustbild der Künstlerin mit ihrem Namen, und auf der andern Seite ein Lorbeerfranz mit den Worten zu sehen war: „Te nuova Euterpe Adria plaudente onora.“ (Dich, neue Euterpe, rühmt Adria applaudirend).

Damals wurde sie nach Paris zurückberufen. Den Werth dessen, was wir besitzen, erkennen wir gewöhnlich, nachdem es im Ausland gerühmt worden. Josephine kehrte zurück. Zu derselben Zeit probirte Rossini sein Glück mit seinen Erstlingswerken, aber in Paris erntete er einen schlechten Erfolg. Sein Barbier von Sevilla wurde bei der ersten Aufführung ausgezischt, bei der zweiten ausgelacht, bei der dritten blieb das Publikum aus; und endlich wurde er vom Repertoire ausgestrichen. Josefina wurde mit dem Werk bekannt, und ihr Genie erkannte dessen Schönheiten. Sie wünschte darin aufzutreten. Als sie die Rosina sang, war das Pariser Publikum außer sich vor Entzücken; überall kamen neue, unbekannte Schönheiten zum Vorschein. Rossini wurde plötzlich der Mann des Tages, und das Publikum hörte die Mainvielle im Barbier, und überhäufte sie mit Beifall achtzig Mal hintereinander.

Das gute Publikum! Das Publikum ist ja an und für sich so gut; wen es einmal lieb gewonnen hat, den läßt es sogleich

nicht mehr fallen; wenn nur das Publikum nicht aus einzelnen Menschen bestünde!

Möge eine Künstlerin noch so groß sein, und das Publikum noch so sehr bezaubern, — wenn sie lange an einem Ort bleibt, so wird man allmählig kalt, man gewöhnt sich an ihre Vorzüge und bemerkt sie nicht mehr, während man ihre Fehler aufzeichnet. Wenn sie bloß der Kunst lebt, wenn sie sich dem Treiben der Welt nicht hingibt, und im Leben nicht dieselben Rollen spielt, wie auf der Bühne, wenn sie gar ihr Glück nur zu Hause findet, und immer am Arme ihres Mannes erscheint, den sie Jahre lang standhaft liebt, — dann vermindert sich die Zahl der Anbeter, später auch die der Verehrer, die Kränze wirft man mit vollen Händen den unfähigen, wohlfeilen Schönheiten, und sie muß Alles kennen lernen, wodurch das Publikum seine Erkaltung an den Tag legt, das stumme Schweigen, während sie fühlt, daß sie den Anforderungen der Kunst entspricht, absprechende Kritiken und leere Logen. Später muß sie sogar hören, daß sie schon zu lange spiele, zu lange lebe, man zählt ihre Jahre, man sagt, daß sie für diese oder jene Rolle nicht mehr geeignet sei, man fragt schon, wer sie ersetzen werde, und endlich sagt man ihr rund heraus, daß sie schon zu alt sei. Und kommt eine glückliche Nebenbuhlerin, die zwei große Vorzüge hat, nämlich daß sie neu ist, und daß sie sich um die Gunst des Publikums nicht bloß auf der Bühne, sondern auch außerhalb derselben bewirbt, dann ist der frühere Liebling des Publikums, ohne etwas verbrochen, ohne an Kraft und Kunst abgenommen zu haben, gestürzt; Alles ist gegen sie, der Tadel der Kritik, die Kälte

des Publikums, die Intriguen der Kollegen, man gibt ihr verhasste Rollen, und endlich wird sie ausgezischt.

Die Catalani war nicht schöner, noch jünger, noch eine größere Künstlerin als Josefine, aber sie hatte einen Talisman, der in der Künstlerwelt mehr bedeutet, — sie führte keinen Mann mit sich. Um den armen Schiffskapitän, der Gott weiß in welchem Meere seinen Ruhm trank, kümmerte sie sich nicht so viel, daß sie vor dem Publikum seinen Namen geführt hätte. Wie hätte sie den so wohlklingenden, mit den Erinnerungen so vieler Triumphe verknüpften Namen mit dem barbarischen Namen aus der Bourgogne vertauschen sollen? Die Hälfte derjenigen, die ihr applaudirten, hätte geschwiegen, wenn sie anstatt Catalani hätte Balabregue rufen müssen.

Der ehrliche Balabregue stand der Kunst seiner Gattin nicht im Geringsten im Wege; er hätte am gelben Fieber, dem Sforbut, den Blattern und an anderen Geschenken des tropischen Klimas krank liegen, er hätte nach Belieben sterben und in's Meer sinken können, — deshalb wäre im Repertoire keine Veränderung vor sich gegangen, das bestimmte Stück hätte deshalb doch nicht unterbleiben müssen.

Ist es schon nicht ärgerlich genug, daß ein angekündigtes Stück unterbleiben muß, weil die Trägerin der Hauptrolle krank geworden ist? Kann man so was glauben? kann man es verzeihen? Ein gewöhnlicher Mensch kann schlecht gelaunt sein, wenn er sich den Magen verdorben, er kann husten, wenn er sich erkühlt, er kann ärgerlich sein, wenn sich ihm die Galle ergossen hat, er darf sich niederlegen, wenn er sich nicht mehr

auf den Füßen erhalten kann ; aber ein Künstler, dessen Pflicht es ist, das Publikum zu unterhalten, welches Recht hat er zu husten, unpäßlich zu sein, sich niederzulegen ?

Und hat man erst schon das gehört, daß sich eine Künstlerin der Bühne entzieht, weil ihr Mann krank ist ? Möge sie ihm in Gottes Namen einen Arzt rufen, sie selbst kann ihn doch nicht heilen ; sie aber gehe spielen, singen, lächeln, kokettiren.

Schon seit mehreren Tagen circulirte in der Stadt das scandalöse Gerücht, die Mainvielle wolle nicht auftreten, und fühle sich unfähig zu singen, weil ihr Mann sterbenskrank ist ; sie habe die qualvollsten Sorgen, wenn sie sich einen Augenblick von ihm entfernt. — Larifari ! Wer könnte das glauben ? Sie will bloß deshalb nicht auftreten, weil die Catalani da ist, und sie den Triumph der Catalani nicht mit ansehen kann.

Der Direktor wird von allen Seiten mit der Frage bestürmt, warum er die Mainvielle nicht auftreten lasse. Der Direktor läßt ihr jede Stunde Posten sagen, endlich droht er ihr, er werde sie zwingen ; die Künstlerin bittet endlich um Urlaub, denn ihr Mann könne nur dann gesund werden, wenn sie mit ihm in's Bad reist. Sie muß aber früher noch einmal auftreten, denn so steht's im Contract, — sie willig ein, nur daß man sie entlasse ; dann schickt man ihr die unausstehlichste Rolle, — sie nimmt sie mit Resignation an, und macht sich darauf gefaßt, durchzufallen.

Schon sieben Nächte hat sie am Bett ihres leidenden Mannes gewacht, und sie selbst ist so blaß wie er. Lange Nächte

faß sie dort am Bette des Kranken, sie lauschte jeder Bewegung seiner Lippen, zählte die Minuten, um nicht das Eingeben der Medizin zu versäumen, linderte ihm die brennende Stirn mit ihrer kühlen Hand, und verscheuchte seine bösen Träume mit beruhigendem Flüstern. Die Besucher, die guten Freunde blieben aus, denn man sagte, Mainvielle's Krankheit sei ansteckend. Das Weib umarmte den Mann, legte ihren Kopf neben ihn auf seine feuchten, heißen Kissen, küßte seine brennenden Lippen, legte seinen glühenden Kopf an ihre Brust und dachte, wenn sein Fieber ansteckend ist, so möge auch sie davon angesteckt werden, und wenn er stirbt, so möge auch sie mit ihm sterben, — und in solchen Momenten war die Cou-lissenwelt sammt ihrer Eintagsglorie vergessen.

In Mainvielle's Krankheit trat eben während der Nacht die Krisis ein, er sank in ruhigen Schlaf, und nach der Versicherung der Aerzte war er jetzt außer Lebensgefahr.

Josefine sitzt neben ihm am Bette, in ihren edlen, bleichen Zügen sieht man das Glück der Beruhigung. Sie hat nur einen Gedanken, und der ist, daß ihr Mann genesen wird.

Sie hält die Noten der unausstehlichen Rolle in der Hand und durchläuft sie, um sich sie wieder ins Gedächtniß zurückzurufen, und um darin neuen Glanz, neue Schönheiten zu suchen. Vergebens. Es ist eine undankbare Rolle, eine derjenigen, an welche der Künstler seine geistigen und leiblichen Kräfte verschwendet, ohne den geringsten Erfolg zu erzielen, welche der Dichter ohne Lust, ohne Gedanken geschaffen hat, und die er dem Künstler anvertraut, damit dieser ihr die Seele einhauche, die ihr fehlt. Hundertmal müßte sie die Rolle zur

Erde werfen, die Blätter zerreißen, und mit den Pantoffeln zertreten; aber Josefina zürnt nicht, der Groll der Bühnenvelt bringt nicht bis zu ihrem Herzen, und jetzt fühlt sie nur, daß ihr Mann genesen wird.

Manchmal verdüstert sich ihr Gesicht, wenn sie an die glänzende Hälfte ihres Lebens denkt, und sich daran erinnert, daß sich im Abendroth des Künstlerlebens die Schatten verlängern, — aber ein Blick auf das Gesicht ihres schlafenden Mannes, und ihre Augen beginnen wieder zu lächeln. Das Alles ist doch nur Comödie! — das Glück wohnt zwischen den vier Wänden, und hat mit dem schillernden Lampenlicht nichts zu thun. Wofür sie zum Himmel gefleht hat, das geschieht, ihr Mann geneßt, — möge dafür ihr Künstlerruhm verloren gehen; denn, wenn sie den Mann verlöre, so könnte aller Ruhm in der Welt ihn ihr nicht ersetzen.

Einmal öffnet sich leise die Thüre und vorsichtig tritt auf den weichen Fußteppichen Mademoiselle Jeannette herein, Josefins älteste vertraute Dienerin, welche sie in letzter Zeit von aller Arbeit befreite, und blos als Gesellschafterin, als Freundin bei sich behielt.

Das Mädchen schien einen Kummer zu haben, den sie nur schlecht verbarg.

— Warum kommen Sie, Jeannette? fragte Josefina diese, ihr mit der Hand zuwinkend, sie möge kein Geräusch machen, denn ihr Mann schlafe.

— Ah, Madame, wie freue ich mich, daß Herr Mainville geneßt, und wie würde ich mich freuen, wenn Sie heute plötzlich krank würden.

— Jeannette, Sie wünschen mir Böses!

— Durchaus nicht, Madame, nicht etwa eine dauernde Krankheit, sondern nur so eine Bühnenkrankheit.

— Sie wissen doch, Jeannette, daß ich daran nicht zu leiden pflege? warum wünschen Sie es jetzt?

— Ah, Madame, Sie wissen vielleicht nicht, daß heute auch die Catalani in der Zelmira auftreten wird?

— Ich weiß es, Jeannette.

— Sie werden ihr applaudiren und Kränze zuwerfen.

— Und Sie glauben, Jeannette, daß mir das weh thut? Die Catalani verdient das Alles, denn sie ist eine große Künstlerin.

— Groß, wo Sie nicht sind. Mein Gott, welch' ein Gedanke ist dies: wenn sie neben Ihnen in l'Italiana aufträte! Das Publikum wird kalt sein.

— Es hat mich schon daran gewöhnt.

— Aber es wird nicht nur kalt sein, sondern auch Zeichen des Mißfallens geben.

— Ich werd' es ertragen.

— O, Madame, Sie wissen nicht, was man gegen Sie im Schilde führt; es ist schon Stadtgespräch — — —

— Was? — was spricht man?

Jeannette schien zu zögern, als ob sie neue, zartere Ausdrücke suchte, aber endlich sagte sie doch das Rechte:

— Man wird sie auszischen — —

Josefine wurde einen Augenblick blaß wie die Wand, die Rolle fiel ihr aus der Hand, ihr Kopf sank nieder, und Thränen traten ihr aus den Augen.

— O Madame, wenn es möglich ist, so treten Sie heute nicht auf, treten Sie hier niemals wieder auf; man wird Sie beschimpfen.

Joséphine erhob auf diese Worte ihr Haupt ruhig.

— Mögen sie's thun. Was kümmert es mich mehr!

Ihre Blicke fielen auf ihren schlafenden Mann.

— Sprechen wir nicht mehr davon, Jeannette, mein Mann könnte erwachen und etwas hören.

Mainvielle öffnete in diesem Augenblick die Augen, und seine bürre Hand ausstreckend, ergriff er die weiße, glatte Hand Joséphinen's, zog sie zu sich und küßte:

— Ich habe Alles gehört. O die Kranken sind schlau; oft schließen sie die Augen, als ob sie schliefen, nur um zu hören, was man im Zimmer spricht. — Also so weit sind wir gekommen?! —

Joséphine beugte sich zu ihm nieder, und küßte ihm die Stirne.

— Mache Dir darüber keine Sorgen, Tharaud; man spricht immer mehr, als wahr ist; ich glaube nicht, daß sie mir das thun werden, und thun sie es auch, was schadet's mir? Ich verliere meinen Ruf? Ich werde glücklich sein, wenn ich ihn vergessen habe; — Du bleibst mir doch.

— Du hättest mich doch nicht so sehr lieben sollen, seufzte Mainvielle. Die Künstlerin gehört der ganzen Welt, und wer sie dieser vorenthält, der ist ein Dieb, und man bestraft ihn dafür.

— Sei ruhig, und denke nicht wieder daran.

— Ich soll nicht wieder daran denken? sprach der franke

Schauspieler, ich, der es weiß, wie weh es thut, nur ein einzelnes Zischen zu hören, das man selbst mitten in der höchsten Begeisterung vernimmt, und das schmerzhafter berührt, als der Zahn der Schlange? Ich soll ruhig schlafen können, wenn ich weiß, daß Du, mein Idol, mein Altarbild, auf der Schandbühne stehst, und elende Buben Dir den Kranz abreißen, den Gott selbst Dir um die Stirne gewunden. Bis hieher werde ich das Zischen hören, als käme es aus meinem Becher. Ach gib ihn her diesen Becher, damit ich ihn in Stücke breche.

— Tharaut! bat das Weib, rege Dich nicht auf. Kann ein reines Gemüth von einer solchen Beleidigung berührt werden? Wenn ich zurückkomme, so wirst Du an meiner Stirne keine Spur von Schamröthe sehen.

— Und ich soll bis dahin im Bette schmachten? Das glaubst Du? Nein. Halb todt lasse ich mich hintragen. Ich will sehen, ob Jemand den Muth haben wird, — mich zu tödten, mich mit Füßen zu treten! Ich, ich allein fordere die ganze Welt heraus!

— Lege Dich nieder, Tharaut! sprach Josephine ruhig. Diese Aufregung nützt Dir nichts. Vor einem kranken Menschen fürchtet sich Niemand. Selbst wenn Du gesund wärst, könntest Du mich nicht schützen, denn Du bist mein Mann. Wärst Du mein Geliebter, so könntest Du für mich Alles thun; aber überlege nur, welche eine lächerliche Rolle es ist: der Mann einer Sängerin, der mit den Leuten zankt, weil sie ihr nicht applaudiren wollen.

Mainvielle bedeckte sich das Gesicht mit beiden Händen.

In diesem Augenblicke wurde geläutet, und Jeannette eilte aufzumachen.

— Wenn ich gesund werde, ächte Matinvielle, so werde ich ein Seiltänzer! — ein Circus, Hunde, die springen gelernt haben, Taschenspieler, schamlose Ballettdirnen, das Alles gehört hieher, nicht die Kunst! Wenn ich ein neues Leben beginne, so werde ich Direktor einer Kunststreiterbude, nicht eines Schauspielhauses. Fare well, Othello! jetzt kommt Bamboche an die Reihe.

Josephine bat ihren aufgeregten Mann, der mit seinen Reden seine letzte Kraft zu erschöpfen schien, vergebens, sich zu beruhigen, — als Jeannette mit einem geöffneten Brief zurückkehrte.

— Um Vergebung, Madame, daß ich es wagte, diesen Brief zu öffnen; aber da der Ueberbringer seinen Namen nicht sagen wollte, kam ich sogleich auf den Gedanken, es sei vielleicht ein böswilliges Schreiben, irgend ein Pasquill, o diese Menschen sind Alles im Stande.

— Also was ist das?

— Gerade das Gegentheil von dem, was ich gefürchtet habe. Sie können es lesen.

— Ein anonymes Brief? Wer kann ihn geschrieben haben?

— Wahrscheinlich kein großer Herr, denn er ist sehr schön geschrieben; ein einfach gekleideter Mann hat mir ihn übergeben, — lesen Sie ihn, lesen Sie ihn laut, damit ihn auch Herr Matinvielle höre.

Josephine nahm den Brief, und las:

„Unsterbliche Künstlerin! Möge Sie die Nachricht nicht überraschen, daß gewisse Menschen, die nichts Anderes zu thun haben, zu Ihrem heutigen Auftreten Vorbereitungen treffen, die Sie betrüben können; ich kann Ihnen mit Bestimmtheit sagen, daß der Theil des Publikums, der nicht um zu schwätzen, sondern um zu hören ins Theater geht, daß alle Diejenigen, die in Ihnen die Kunst, und nicht Ihre persönlichen Reize bewunderten, für Sie warm fühlen, und ihre Gesinnungen nicht bloß mit Worten, sondern gewiß auch durch die That beweisen werden. Treten Sie daher mit jenem Muth vor das Publikum, der einem Liebling desselben zukommt. Vergeben Sie mir meine schlechten Zeilen, ich, der ich sie geschrieben habe, bin ein einfacher Handwerker, und das ganze Interesse, das mich drängt, Ihnen zu schreiben, ist, daß auch ich in Ungarn geboren, und daß ich auf Sie, als meine Landsmännin stolz bin.“

Die einfachen, schmucklosen Worte thaten der Künstlerin wohl. Also dort, wo man bloß die Kunst selbst genießt, und von der Künstlerin nichts verlangt, stirbt die Gunst doch nie ganz.

— Sieh, sagte sie zu ihrem Mann, diese Worte erheben mich. Dieses anonyme Schreiben ist für mich ein größerer Triumph, als ein ganzer Haufe jener parfümirten Briefe, deren Siegel zehnjährige Kronen enthalten; das Siegel dieses Briefes stellt eine Biene, das Zeichen des Fleißes, vor, — o heute werde ich stark sein.

Man läutete abermals.

Seannette kam mit zweifelndem Gesicht zurück.

— Der Austräger des Direktors ist mit einer Botschaft da ;
— soll ich ihn einlassen ?

— Er komme ! möge er mir was immer zu sagen haben.
Heute wird mich nichts erschüttern.

Sie ging hinaus , damit ihr Mann nicht durch die etwa unangenehme Nachricht wieder aufgeregt werde.

Der Direktor ließ ihr mit aller Hochachtung sagen , er bitte Sie um Vergebung , daß er anstatt der *Itallana* in *Algheri* eine andere Oper aufführen muß ; denn Se. Majestät der König habe eben jetzt befohlen , daß auf den Wunsch der gestern angelangten Herzogin von *Neumours* , welche die *Mainvielle* in der *Semiramide* hören will , letztere Oper vorgenommen werde. Wenn übrigens die geehrte Künstlerin durch Familienangelegenheiten gehindert wäre , so ist der Direktor so gut , ihr das Auftreten zu erlassen , auch wolle er es für diesen Fall übernehmen , die Künstlerin bei der Herzogin zu entschuldigen.

Der liebe , nachgiebige Direktor ! Wie gutherzig er auf einmal geworden ist ! Gewiß weil die *Semiramide* eine Rolle ist , in welcher sie das Publikum bezaubert , und wenn sie darin nach der *Zelmira* auftritt , der *Catalani* sicher die Palme aus den Händen windet. Ah , welch ein Strich durch die Rechnung der jungen Riesen ! Vor Schreck gaben sie dem *Deboureur* den Rath , er möge der *Mainvielle* das Auftreten erlassen , die sich ohnedies fürchten wird , diesen Abend zu spielen.

Josefinen's Gesicht erglühete , ihre Lippen bebten , und ihr Busen wogte.

— Ich grüße Herrn Deboureur, sprach sie schnell entschlossen, — ich werde spielen!

Der Austräger eilte mit der Botschaft zurück, welche die Schaar der jungen Riesen völlig in Wuth brachte. Das war ein kühner Troß und eine offene Herausforderung; sie gaben ihr Gelegenheit, sich zurückzuziehen, und sie benützt dieselbe nicht, und tritt ihnen entgegen. Der Austräger hatte es gut durch die Thüre gehört, wie Josefina ihrer Gesellschafterin mit lauter Stimme befahl, ihr für den Abend ihr schönstes Diadem und ihr prächtigstes Costüm zurecht zu legen.

Also ein Kampf auf Leben und Tod.

VI.

Die Theaterschlacht.

Die erwartete, gefürchtete Stunde nahte heran, das Publikum drängte sich in's Opernhaus. Die nicht genug verheimlichten Vorbereitungen der jungen Riesen machte das allgemein verbreitete Gerücht entstehen, daß heute im Theater große Dinge vor sich gehen werden; nicht nur auf der Bühne, sondern auch im Parterre, auf den Gallerien und in der hölzernen Loge werde eine große Vorstellung stattfinden. So nennt man die der Bühne zunächst befindliche Loge, die Lieblingshöhle der jungen Riesen, weil sie tiefer lag, als die Bühne, und bei Gelegenheit des Ballets die angenehmste Aussicht gewährte.

Die jungen Merveilleux brechen sich Bahn mitten durch das Gedränge an den Rassen und in den Vorhallen, und bemühen sich, bemerkbar zu machen, daß sie heute Beschäftigung

haben ; wo zwei zusammentreffen, fragen sie sich mit ernsthaftem Gesicht, ob Alles in Ordnung sei, — der junge Vicegespanssprößling hat sich die Rolle erfunden, Jeden, der ihm entgegenkommt, zu fragen : haben Sie nicht Monsieur Karpáthi gesehen ? haben Sie nicht meinen Freund, den Fürsten Ivan gesehen ? Und wenn er diese Fragen erschöpft hatte, fragte er zuletzt nach Dignon, nach welchem ein civilisirter Mensch aber nicht überall zu fragen pflegte ; denn es gibt Menschen, mit welchen man unter vier Augen sehr vertraut ist, die man aber vor Andern nicht zu erkennen pflegt.

Monsieur Dignon zu suchen ist nicht nöthig ; er ist schon an seinem Platz ; er hat seine Leute im Parterre, und auf der Gallerie gut aufgestellt. Jetzt geht er, die Vorposten zu inspiciren, um nachzusehen, ob Jeder an seinem Platz stehe. Der Applaus muß im Parterre beginnen, denn darnach richtet man sich ; da die Oper zum ersten mal gegeben wird, so können die Leute nicht wissen, wann sie applaudiren sollen. Man muß daher Acht geben, wenn sich Monsieur Karpáthi in der Loge infernale vor dem Spiegel aufstellt, — das bedeutet : jetzt applaudirt. Die Kränzworfer haben ihre Rollen schon einstudirt, und sind auf allen drei Gallerien aufgestellt ; auf der dritten Gallerie steht schon der Mann, der seinen Hut hinabwerfen muß, wenn die Semiramide ihre Arie singen soll, gegenüber hat derjenige seinen Platz, der gähnen muß, wenn sie ihre zartesten Fiorituren singt.

Die eingeweihteren unter den jungen Riesen sind im Foyer, und umschwärmen die Catalani. Die Mainvielle ist noch

nicht angekleidet; sie hat erst noch zwei Akten zu thun, und hält sich bis dahin in ihrem Ankleidezimmer auf.

Die Catalani ist heute sehr gut gestimmt, ihre witzigen, manchmal beißenden Einfälle bringen jeden in gute Laune; sie weiß sehr gut um die Bemühungen der jungen Gentlemen für diesen Abend, und bemüht sich dafür dankbar zu sein.

Ihre Kleidung ist bezaubernd. Ihr langes schwarzes Haar hängt halb aufgelöst, und mit Perlenschnüren durchflochten in Hängelocken nieder, die duftleichte Tunica, welche die Reize ihres Wuchses verhüllt, ist aus phrygischem durchsichtigen Stoff; der reichgestickte rothe Gürtel ist so um ihren schlanken Leib gewunden, daß ihn viele darum beneiden, die gern plötzlich in Caschmir verwandelt würden, und auch den schlanken Leib des schönen Weibes umfassen möchten.

Sie ist nicht um ein Jahr jünger als die Mainvielle, aber die spielende Heiterkeit, ihre oft die Grenzen überschreitende Koletterie, und eine wunderbar überwältigende Kühnheit, die aus ihrem ganzen Wesen spricht, sichern ihr jene Huldigung, welche man ewiger Jugend darbringt. Außerdem spielt sie in jeder Rolle nur sich selbst, nur die Catalani, das lebenswürdige, heitere, siegreiche Weib; sie kümmert sich nicht viel darum, ob ihr Anzug charakteristisch sei, wenn er nur ihre Reize hervorhebt; sie wird wahnsinnig, und lächelt nach den Coulissen, sie stirbt, und wirft triumphirende Blicke nach der Loge infernale. Das gilt Demjenigen der die Kunst anbetet, als sehr gering, den aber befriedigt es, der die Künstlerin anbetet.

Die Catalani hat nicht wie andere Künstlerinnen die Schwäche, die Welt glauben machen zu wollen, daß sie gegen Colleginen nicht intriguire, sie gibt denjenigen, die von einer Collegin Böses sprechen, darüber keinen Verweis. O, die Catalani liebt selbst nicht auf der Bühne die Verstellung. Sie eifert ihre Anbeter selbst an, über ihre Colleginen zu medifiren, und wenn diese nichts mehr wissen, so liefert sie neuen Stoff. Als sie Directrice der Oper war, trieb sie diese Gewohnheit so weit, daß alle weiblichen Mitglieder sie verließen, und sie allein blieb.

Heute gab es große Gelegenheit ihr angenehm zu sein; die Schmetterlinge im Frack flüsteren ihr zu, daß ihrer eine große Ueberraschung warte, — später plauderten sie vor ihr auch aus, woraus diese Ueberraschung bestehen werde; Kränze und ein Diamanten-Diadem für die Künstlerin, Zischen und vielleicht auch Pfiffen für ihre Collegin.

— Geschieht ihr recht, sagte das schöne Weib mit unverhohlener Freude, ihre kleinen runden Häuste aneinander schlagend.

Später erzählten ihr auch die Anwesenden, wessen Wert das Alles sei; natürlich hatten diejenigen, die nicht zugegen waren, dazu garnichts beigetragen.

Die schöne Frau belohnte sie mit süßem Lächeln für ihre Bemühungen, und forderte Abellino, als den eingeweihtesten Jünger der Aesthetik selbst auf, ihr das Schönheitspflasterchen über den Korallenrothen Lippen aufzukleben. Diese Auszeichnung wurde noch dadurch vermehrt, daß sie die mit Diamanten ausgelegte Uhr trug, welche ihr Abellino

heute Morgens geschenkt hatte. Ob die Damen zur Zeit der Zelmira Schönheitspflasterchen und Uhren hatten, darnach fragte sie nicht.

Endlich kommt der Regisseur, und kündigt mit großer Unterthänigkeit an, man müsse anfangen, denn die Herzoginnen von Nemours und von Berry seien schon in ihren Logen.

— Was gehen mich die Herzoginnen von Nemours und von Berry an! rief das schöne Weib hochmüthig, die nicht vergessen konnte, daß diese daran Schuld seien, daß die Mainvielle heute nicht die Italiana sondern die Semiramide singt. — Sie sollen warten! hier bin ich die Königin.

Die jungen Riesen liebten es aber nicht fortwährend in jenem Reich zu leben, in welchem das schöne Weib die Königin ist, und baten mit großer Courtoisie um Vergebung, daß sie die Künstlerin so lange aufgehalten haben, während sie eben gewünscht hätte, daß sie länger bleiben sollen.

Alles eilte in die Logen. Abellino durchheulte noch einmal die Logen der Bundesgenossen, sie ermahnend, und anreizend; in einer Loge saßen die drei jungen Magnaten, Stephan, Rudolph und Nikolaus. Auch bei ihnen sprach Karpathi ein.

— Schön, daß auch ihr da seid, ich bitte euch, gebt nur auf unsere Loge Acht.

— Es scheint, sagte Rudolph, als ob ihr heute debütiren solltet, und nicht die auf der Bühne. Viel Glück!

Nach und nach war alles auf seinem Platz. Die Ouvertüre begann, und während derselben wurde in der Loge infernale die Batterie der Opernguter ausgerichtet, und mit

derselben alle Schönheiten, die im Theater anwesend waren, bestürmt. Monsieur Dignon, der Chef der Claque stand in der ersten Gallerie auf einer erhöhten Bank, und Abellino wechselte mit ihm mittelst des venetianischen Spiegels in der Loge infernale seine geheimen Zeichen.

Endlich wurde die Ouvertüre mit Trompetengeschmetter und dem Schall der Trommeln und Pausen beendet, und nach langer Ungebuld der Vorhang aufgezogen.

Jedes Auge, jeder Operngucker waren hingewendet, jede Hand war zum Applaudiren, die Kränze und Gedichte zum Fliegen bereit, so daß, als die mit dem golddurchwirkten, rothsammetnen Mantel bekleidete weibliche Gestalt aus dem Halbdunkel der Couliissen hervortrat, ein stürmischer Applaus begann, und Kränze und Gedichte hingeworfen wurden.

Besten, was macht ihr! das ist ja nicht die Catalani, sondern Signora Bruffi, die den Prolog sprechen wird. Seid doch ruhig!

Die erschrockene Signora bemerkte, daß der Sturm nicht ihr galt; sie eilte, sich mit ihrem Prolog zurückzuziehen, und der Zelmira Platz zu machen, die wüthend auf die Bühne kam, Rossini sammt den dummen Verfasser zur Hölle wünschend, der zu den Opern Prologe schreibt, und so bewirkt, daß die Kränze Andern als der Primadonna geworfen werden. Es ist umsonst, bei einer ersten Vorstellung kann man die unwissenden Leute nicht auf Alles aufmerksam machen. Es gab kein anderes Mittel, den Fehler wieder gut zu machen, als die Signora Bruffi fortzuschicken, und plöglich in die Scene einzugreifen.

Bei ihrem Erscheinen wurde der Applaus verdoppelt. Wenn sich eine andere Schauspielerin so sehr vergißt, und die Achtung des Publikums so sehr außer Augen läßt, dann kann sie gewiß sein, daß ihr das fernere Auftreten verboten wird; aber bei einem Liebling des Publikums nennt man das Genialität, und wunderbare Geistesgegenwart.

In dieser Szene wurden die noch zurückgebliebenen Kränze nachgesendet, so daß die Catalani im vollen Sinne des Wortes bis an die Knie in Gedichten und Kränzen ging, was der verehrten Künstlerin nicht wenig Schwierigkeit machte, bis zum Souffleurkasten vorzubringen. Und das mußte sie nothwendig thun, denn sie hielt es für überflüssig, den Text der Partitur auswendig zu lernen, was einerseits ihren Muth beweist, andererseits, wie wenig es den Sängern nothwendig sei, sich mit dem Inhalt der Oper bekannt zu machen.

Aber zugeben muß man, daß sie ein schönes Weib war. Hier am Lampenlicht schien sie ein kindliches Mädchen zu sein, jeder ihrer Blicke tödtete und belebte, jede ihrer Bewegungen bezauberte, und war hinreißend; sie bemühte sich nicht, ihrer Rolle einen durchdachten Grundton zu legen, sondern so bezaubernd und verlockend als möglich zu sein; ihr Gesang war auch fern von dem, was vorgeschrieben war, so sehr durchflocht sie ihn nach Belieben mit den Fiorituren ihrer mit wunderbarer Biegsamkeit ausgestatteten Stimme; sie wandte alle Kunstgriffe an, die das Publikum hinreißen, und gab der Rolle so sehr eine andere Färbung, daß Rossini selbst, der sein Werk hinter den Couliissen mitanhörte, zu ap-

plaudiren anfing, und die Harfstehenden fragte: „Eine schöne Composition das, wissen Sie nicht, von wem sie ist?“

Auch das Publikum spielte gut, die Leute des Monsieur Dignon führten sich gut auf, auf eine Handbewegung Karpáthi's ließen sich hundert und hundert Hände hören, und wenn er seine Hand ruhen ließ, so schwiegen auch sie, damit nicht durch irgend eine unzeitige Handbewegung dem Publikum eine kostbare Fioritur verloren gehe.

Jetzt folgte die Romanze der Zelmira, der Glanzpunkt des ganzen Werkes, wo die melancholische Arie nur stellenweise von einer Flöte, einem Violinpizzicato und einer Oboe begleitet wird.

— Pst! pst! klang es zeitlich genug; aus der Loge infernale wurde gewinkt, daß sich das Publikum ruhig verhalte, denn jetzt kommt das Beste.

Die Catalani trat bis an die Rampe vor, um besser gehört zu werden, und begann mit schmelzender, weicher Stimme die Romanze zu singen.

Raum hatte sie einige Takte gesungen, als eine derbe Stimme Bravo rief, und zahllose Hände zu applaudiren begannen.

Karpáthi blüht erschrocken hinauf; welch ein ungeschickter, verrückter Narr ist dieser Dignon! — während eines Piano's läßt er applaudiren.

Die Catalani hielt mitten im Gesang inne, und wartete mit sichtbarem Aerger, bis der Applaus verstummte, dann sang sie die Romanze weiter.

Wieder kam sie bis zur nächsten Koulade, und wieder begann man zu applaudiren und Bravo zu rufen.

— Ist dieser Dignon verrückt geworden! rief Karpáth! ziemlich hörbar, indem er sich aus der Loge hervorbeugte und still! ruhig! rief.

Die ganze Loge infernale erhob sich, um den ungelegenen Värm zu beschwichtigen; nun aber ist nichts schwerer, als ein applaudirendes Publikum zu bitten, es möge nicht applaudiren. Zelmira begann aus der Rolle zu fallen, und schüttelte den Kopf.

Sie begann wieder zu singen, und wieder wurde sie durch Applaus unterbrochen, was die Künstlerin endlich so sehr außer sich brachte, daß sie sich vergaß und zornig mit dem Fuß stampfte.

Abellino stürzte jetzt wüthend aus der Loge, hinauf in die zweite Gallerie, und ergriff dort den ihm entgegenkommenden erbleichten Dignon an der Kehle.

— Mensch! was thust Du? willst Du uns tödren?

— Herr, entschuldigte sich der bleiche Applaus Händler, ich bin ein ruinirter Mensch, hier sind fremde Hände im Spiel, das ist ein Verrath, den ich nicht begreife. Ich kenne Niemanden von den Claqueurs.

— Man muß sie zum Schweigen bringen.

— Gehen Sie nicht hin, Herr, es sind betrunkene Duvriers, die einen gleich mit den Fäusten traktiren.

Abellino raufte sich verzweifeln das Haar.

Als Zelmira endlich sah, daß sie diese Arie vor lauter Applaudiren nicht zu Ende singen könne, so sang sie plötzlich

aus einer Oper, welche das Publikum sehr liebte, ein Finale, anstatt der Romanze der Zelmira. Der Applaus wurde stürmisch. Einer Künstlerin, welche der Liebling des Publikums ist, erlaubt man Alles.

Die jungen Riesen waren außer sich über die Großartigkeit des Erfolges, und als der Vorhang fiel, stürzten sie auf die Bühne, von welcher eben zwei Theaterdiener die Kränze wegsetzten, um von ihren eigenen Blumen einige Blätter zu erhaschen. Die Künstlerin brachten sie in ihrem Kostüme als Zelmira in ihren Wagen, spannten in Begeisterung die Pferde aus, und zogen sie in einem Triumphzug nach ihrer Wohnung, wo sie sich umkleidete, um mit einem Schwarm ihrer Verehrer in's Theater zurückzukehren, und in ihrer Loge den zweiten Theil ihres Triumphes, nämlich den Sturz ihrer Nebenbuhlerin, zu genießen.

Inzwischen wurden die zu dem zweiten Stück nöthigen Vorbereitungen getroffen, und die Duvertüre begonnen. Jeder saß auf seinem Plage, die Augen bewaffnet, und das Aufgehen des Vorhangs mit Ungeduld erwartend, denn heute muß ja etwas Außerordentliches geschehen; die erste Künstlerin des Theaters, welche so viele Jahre hindurch der Liebling des Publikums gewesen, wird ausgezischt werden, und das Publikum wird mit einiger Befriedigung sehen, wie diejenige, der es so lange so viel Ehre erwiesen, endlich erniedrigt, gebrochen dastehen wird. Eigentlich war sie doch auch nichts mehr, als ein zerbrechliches Spielzeug.

Die Duvertüre war zu Ende, auf der Bühne wurde die Glocke des Inspectors gehört, in einer Loge wurde mit gro-

seem Lärm die Thüre zugeschlagen und laut gesprochen und gelacht, — es war die Loge der Catalani, die sich mit mehreren jungen Riesen sehr gut zu unterhalten schienen, was um so besser gehört wurde, da sich das Publikum während der ganzen Ouvertüre sehr ruhig verhalten hatte.

Der Vorhang wurde langsam aufgezogen. Aus dem Hintergrund der Bühne trat eine hohe, majestätische Gestalt hervor. Ihr Gesicht, ihr Wuchs, ihre Haltung waren wahrhaft königlich. Semiramis selber konnte nicht schöner, nicht erhabener sein, als sie vor ihre Richter, ihre Feinde hintrat, um ihr Reich zurück zu gewinnen, oder zu verlieren. — O, auch hier war von einem Reich die Rede, das zu erhalten oder zu verlieren war.

Tiefe Stille herrschte überall, nur in einer Loge wurde laut geschwätzt. Noch wurde kein Zischen gehört, das pflegte man erst dann zu beginnen, wenn die Betreffende zu den Lampen vortrat.

Josefine mußte sehr gut, daß es beginnen werde, sobald sie sich an diesem gefährlichen Ort befindet, aber in ihrem Gesicht zeigte sich keine Spur von Furcht. Sie trat kühn vor.

In dem Augenblick beugte sich die Herzogin von Berry, die neben der Herzogin von Nemours saß, aus der Loge hervor, und rief mit starker, schallender Stimme:

— Au nom de la reine! (Im Namen der Königin).

Und das Publikum sah einen Immortellenkranz zu der Künstlerin hinfliegen.

Im nächsten Augenblick rief eine Männerstimme von der ersten Gallerie:

— *An nom du peuple !* (Im Namen des Volkes).

Und ein einfacher Lorbeerkranz flog zu den Füßen der Künstlerin nieder.

In diesem Augenblick erscholl, als ob das Publikum völlig umgewandelt wäre, ein so stürmischer, allgemeiner Applaus, daß sich die Catalan! erschrocken zurückzog, als ob eine Explosion geschehen wäre.

Beim Publikum ist die Ungerechtigkeit von der Großmuth nur durch eine dünne Scheidewand getrennt, und wie leicht es sich zu der ersteren hinneigt, eben so energisch zeigt es sich in der anderen.

Die Mainvielle war auf Alles gefaßt, nur darauf nicht. Zwei Kränze wurden ihr geworfen, mit der Losung zwei so großer Namen, vor denen sich Jeder beugt, und die ihr, wie mit einem Zauberschlag das Publikum gewannen, so daß sie, als sie sich bückte, um die beiden Kränze aufzuheben, die eine ganze Sündfluth bezahlter Kränze aufwiegen, die Semiramis vergaß, und auf die Knie sank. Viele glauben, eine Schauspielerin könne auf der Bühne nicht wirklich weinen, — o das waren wirkliche Thränen, Thränen unendlichen, grenzenlosen Dankes.

Das Publikum konnte gar nicht aufhören zu applaudiren, und das kam Josefina ganz gut, denn wenn sie in diesem Augenblicke hätte singen müssen, so wäre sie nicht im Stande gewesen, einen Ton hervorzubringen.

Aber endlich hatte sie sich ausgeweint, ihre Kraft kehrte zurück, ein Diener kam auf die Bühne, um die beiden Kränze auf eine silberne Schüssel zu legen; Josefina sagte ihm leise,

er möge eilen, und ihren Mann von dem Vorgefallenen benachrichtigen, — und hiermit war sie wieder Semiramis, die Königin, die Herzen und Länder erobert.

Nie hatte man sie so singen gehört! Ihre Stimme klang, wie die Musik der Glasharmonika, sie wehklagte um die Wette mit der Flöte, so daß man kaum unterscheiden konnte, welches die Stimme, welches die Musik sei, — bald ging sie wieder dritthalb Oktaven hinab, und ihre Stimme drang in die Herzen wie der metallene Ton der Glocke, das war nicht Routine, sondern Kunst, nichts Verlockendes, Bezauberndes, sondern das Ideal, die Poesie.

Das Publikum zeigte sich doppelt bezaubert, als wollte es seine Reue ausdrücken, daß es seinen einstigen Liebling so leicht mit einem andern vertauschte.

Es gibt einen gewissen unwillkürlichen Laut, einen namenlosen Ausdruck des Entzückens, der gleich dem Gold, durch keinen Befehl, keinen Wunsch geschaffen werden kann, und deshalb so werthvoll ist, wie dieses Metall, und mehr bedeutet, als ein ganzer Sturm von Applaus; dieser aus Entzücken, Ermunterung und Befriedigung zusammengesetzte Ton begleitete Josefines's ersten Gesang, in welchem kein Fleckchen, nicht die Spur einer Schwäche wahrzunehmen war.

Die Bevölkerung der Loge infernale war verstummt; wer das Gefühl eines Menschen kannte, der von einem explodirenden Schiffe in den Abgrund des Meeres geschleudert wird, der könnte sich von dem Zustand der jungen Merveilleur einen annähernden Begriff machen.

— Was ist das? Das ist Verrath, ein Complot, eine

Berschwörung! Wessen Wert ist das? Gibt es einen Verräther unter uns? O, dieser Applaus ist ein Skandal, er ist bezahlt. Gewiß haben die zwei erst neulich angekommenen ungarischen Magnaten das Ganze arrangirt. Nein, nein, sie sind zu geizig dazu. Das ist zum Verzweifeln!

Solche Apostrophen erfüllten die Loge infernale, bis Abelino, der seine Unruhe nicht mehr ertragen konnte, sich anheißig machte, zu Rudolph hinaufzuellen, und von ihm herauszubringen, ob dieser Skandal nicht mit ihrem Separatismus in irgend einem Zusammenhang stehe.

— Ah, sprach er, in die Loge stürzend, also auch diese stolze Mainvielle hat reiche Anbeter!

Rudolph zuckte die Achseln, als ob er zeigen wollte, daß er dieses Bruchstück von einem Syllogismus nicht verstehe.

— Du wirst doch zugeben, daß nur Anbeter so wüthend applaudiren können.

— Ich gebe zu, daß sie Anbeter hat, ich begreife nur nicht, warum diese reich sein müssen.

— Ah, glaubst Du vielleicht, man könne einen so kostbaren Spaß umsonst veranstalten? Es ist wahrhaftig faßlos! wer immer ihn veranstaltet hat, der kann triumphiren, das muß man sagen.

— Aber dieser Triumph gebührt Niemanden von uns, denn wir haben ihn nicht veranlaßt.

— Uha! Ihr kennt also den Veranstalter? Nennt mir ihn nur, die Uebrigen brauchen es nicht zu erfahren.

— Dort steht er, in der Mitte der ersten Gallerie, Du

laßt ihn gut ausnehmen, denn er hat ein eigenthümliches beschnürtes Kleid an, das hier nicht landesüblich ist.

Abellino sah durch den Operngucker hin.

— Bon Dieu! wer Teufel ist das?

Rudolph antwortete mit kaltem Blut:

— Der Gesell des Herrn Theatermeisters Gaudheur.

— Va t'en! (geh weg), rief Abellino ärgerlich, sprang auf und verließ die Loge.

— Also ist es der Mühe werth, dem die Wahrheit zu sagen? sprach Rudolph, sein Glas nach der Löwenloge hinrichtend, deren Augenwaffen schredlich nach allen Seiten hin spielten, um unter dem unerwarteten Feinde irgend ein bekanntes Gesicht zu entdecken; aber vergebens, sie konnten das Geheimniß nicht enthüllen.

Abellino war fortgeeil, um Monsieur Dignon aufzusuchen. Auf der Treppe traf er mit ihm zusammen. Dignon wollte eben vorüberschleichen.

Der Dandy ergriff ihn aber am Kragen.

— A kingdom for a horse! ein Pferd für einen Pfiff! großer Mann!

— Ach mein Herr, ich bin kein großer Mann, ich bin ein gebrochener, zu Grunde gerichteter Mann. Hören Sie diesen mörderischen Applaus? Ich fliehe.

— Fliehe, aber um Pfeifen, und Deine Namensbrüder. (Dignon = Zwiebel). Wenn sie es bis zum Aeußersten treiben, so wollen wir es auch thun.

— Sie, sie! aber wer sind diese „sie“? Wenn ich nur Einen von ihnen kannte, so wüßte ich gleich, wer hinter ihnen

steht. Aber es sind lauter unbekannte Gesichter, und was weiß ich, auf wessen Befehl sie handeln!

— Gut, Dignon, Sie sind ein feiger Lämmel, und das steht Ihnen an; aber Gentlemen werden Sie nicht wieder in Schande bringen. Setz packen Sie sich, und schicken Sie anstatt Ihrer einen Kranz Zwiebel.

— Ach, mein Herr, glauben Sie, daß Jemand es wagen werde, ihn hinabzuwerfen?

— Fripon! ich selbst werde es thun.

— Um Gottes Willen, thun Sie's nicht; lieber mache ich noch einen Versuch; im nächsten Entreakt gebe ich meinen Leuten den Auftrag zu zischen, was die Pfeifen betrifft, so könnten sie heute Gefahr bringen, — ein starkes Zischen leistet vielleicht dieselben Dienste mit weniger Gefahr.

— Also sehen Sie zu, wie sie das Flasco zu Stande bringen, damit wir nicht diese Rolle übernehmen müssen.

Abellino kehrte jetzt in die Löwenhöhle zurück und erzählte, wie energisch er gegen Dignon aufgetreten sei, welches heldenhafte Benehmen mit der Zufriedenheit des ganzen Clubbs belohnt wurde; übrigens erklärten sich alle bereit, falls Dignon sein Wort nicht halten sollte, Karpáthl's Versprechen einzulösen, und gegen die Canaille entschlossen aufzutreten.

Der erste Akt war indeß glorreich beendet worden; das Publikum und die Sänger waren mit einander zufrieden, was eine große Seltenheit ist. Während des Entreaktes erhielt die Herzogin von Berry eine Nachricht, in Folge deren beide Herzoginnen die Loge verließen.

Das war für die jungen Riesen ein gutes Zeichen. Viele von Dignon's Bande fühlten sich durch die Anwesenheit der hohen Gäste zurückgehalten, und nach deren Entfernen erwachte in ihnen die Lust zu Excessen mit neuer Kraft.

Im zweiten Akt hat die Mainvielle nicht sogleich zu thun, es traten erst mehrere kleinere Mitwirkende auf. An diesen wurden die Bassen gewetzt, welche der Mainvielle bestimmt waren. In der Laufbahn eines Künstlers läßt auch oft das Unglück fremder Menschen einen Einfluß aus.

Jetzt kommt die Arie der Semiramide, — eine zarte, traumartige Phantasie, die man mit dem Herzen zu hören glaubt.

Mitten in der melancholischen Arie, während des zartesten *Planissimo's*, begann Jemand auf der dritten Gallerie, wie Herr Dignon es vorher angeordnet hatte, lange zu gähnen, alle *Selbstlaute* des *A B C* durchlaufend.

Auf so viele *Selbstlaute* folgte aber ein *Mitlaut*, der jedoch in keinem *A B C* zu finden ist, denn es war nichts Anderes, als der Schall einer großen Hand, die den Mund des Gähnenden mit aller Kraft schlug.

Das Publikum hörte das Gähnen und den Schlag, Manche lachten, Einige zischten, dann wurde es wieder ruhig, und die Mainvielle fuhr, ohne verwirrt zu sein, fort zu singen.

Nachdem die erste Losung gegeben war, horchten die jungen Riesen aufmerksam, ob man nicht schon zu zischen anfange.

Nach der Maultschelle hörte man wohl Einige zischen, aber man wußte nicht, ob es dem Gähner, den Lachern, oder der Bühne galt.

Mehr wurde nicht gehört.

Raum war die Arie zu Ende, so wurde zu zischen begonnen; aber das Publikum applaudirte, und rief die abgegangene Künstlerin in offener Szene.

Jetzt konnte sich die feindliche Partei nicht mehr zügeln, in der Loge infernale begann man zu zischen. Aber was war das gegen den stürmischen Applaus? Ein Windhauch, der das Feuer nur besser ansacht.

— Hinauf auf die Gallerien! auf die Gallerien! rief Abellino. Soll es einen Skandal geben, so möge er eclatant sein. Warum habe ich nicht vorher Zwiebelkränze bringen lassen!

Man will oft prahlerisch etwas Großes, wovon man weiß daß es nicht bei der Hand ist; und wenn sich ein dienstfertiger Mensch findet, der den verlangten, aber nicht erwünschten Gegenstand plötzlich herbeischafft, — was soll man dann thun?

So ging es jetzt Abellino, denn sobald der junge Excellenz-Landsmann gehört hatte, was fehlt, eilte er fort, und kam bald mit einigen Zwiebelkränzen zurück.

— Da sind sie!

— Karpáthi war genöthigt, seine Heldenrolle weiter zu spielen.

— Hinauf auf die Gallerien! vorwärts Freund! rief er entschlossen.

Er war klug genug, den Excellenzjüngling voraus gehen zu lassen.

Und die jungen Titanen stürmten auf den donnernden Olymp, in der Meinung, ihr energisches Auftreten werde ihre Bundesgenossen in Feuer und Flammen setzen.

Aber wehe, die ganze Bundesarmee war kläglich demonstirt.

Wie Rudolph richtig vermuthete, handhabten die Tischlergesellen des Herrn Tischlermeisters Gondcheur jetzt die geheimste Polizei. Von ihrem Kameraden angeeifert, beschränkten sie sich nicht bloß darauf, dem Liebling des Publikums Beifallsäußerungen zu verschaffen, sondern sorgten auch dafür, daß die feindseligen Manifestationen der Gesellen Dignon's rechtzeitig unterdrückt wurden.

Während der ersten Oper war es sehr leicht, diejenigen herauszufinden, die auf den Wink der Loge infernale applaudiren, und eben so leicht war es zu errathen, daß dieselben während der zweiten Oper zischen werden. Während des Zwischenaktes, wo sich das Publikum vermindert, schlüpfen sich die Tischlergesellen zu den Zischern. Und wie zum erstenmale zu zischen begonnen wurde, erhielt jeder Zischer wie auf Kommando einen Rippenstoß. Ein so Verführter mußte dann nicht weiter. *Un soufflet pour un sifflet* (eine Ohrfeige für einen Piff) war die geheime Losung der Tischler, die ihre Gegner vollständig zum Schweigen brachten. Das Schicksal des Wähners ist uns schon bekannt, und findet in dieser Losung seine Erklärung. Die ganze Claque war entwaffnet, und Monsieur Dignon stellte sich nichts Anderes

vor, als daß seine Leute durch eine geheime Versenkung verschlungen wurden.

Aber jetzt kamen die Triarier! Voran die junge Excellenz mit den gefährlichen Kränzen auf der Schulter; er übersprang zwei drei Treppen auf einmal. Fennimore rief ihm in einem fort nach, dieses Springen werde seine Lungen afficiren.

— Da sind wir! rief er triumphirend auf die oberste Stufe angelangt, aber in diesem Augenblick schlugen ihm unbemerkte Hände den Bolivarhut so tief ein, daß die Krämpe seine Schulter berührte.

Sogleich wurde ihm die Munition abgenommen. Auf den Lärm eilten die Gärber- und die Tischlergesellen, und andere handschuhlose Truppen herbei, die gelben Handschuhe hielten den Sturm nicht aus, und retirirten mit den Verlust von Hüten und Frackschößen; die ganze Schaar der Riesen wurde aus dem Paradies hinabgejupitert, wobei die erbeuteten Zwiebel als Donnerkeile dienten.

Im Theater wußte man von dem allen nichts; zwölfmal hintereinander wurde Josefine gerufen, die vor Rührung weinte, die Damen winkten mit den Tüchern, die Herren schlugen mit den Stöcken auf den Boden, — das Publikum wollte sich kaum von ihr mehr trennen.

Nur die Loge infernale war leer.

Die Bewohner derselben kämpften indeß draußen mit der unbekannten Canaille, die ihnen ihre weißen Gilets beschmürzte, ihre Rastorhüte zerdrückte, ihre ladirten Schuhe

gertrat, und ihre Kleider zerriß in dem großen Krieg der Catalani gegen Mainvielle.

Und das nannte man im Jahre 1822 eine „prächtige Unterhaltung.“

Der Theater-Direktor Deboureaux eilte noch an demselben Abend zur Mainvielle, und machte ihr den Antrag, ihr vierzehn Tausend Francs zu zählen, wenn sie nicht mehr auftritt.

Wer die Interessen der Intriguen mit Aufmerksamkeit verfolgt hat, wird begreifen, wie ein Direktor vierzehn Tausend Francs bieten könne, um seine beste Sängerin los zu werden.

VII.

Chataquée.

Die Modeblumen haben ein kurzes Leben, — in Paris ist der Ruhm nicht mit Unsterblichkeit verbunden.

Sagen wir nach einem Verlauf von einigen Monaten, wie viel Gegenstände des allgemeinen Gesprächs, oder besser Löwen des Tages es gibt.

Eine Nachricht begräbt die andere, und wer heute Obje war, ist morgen das Opfer auf dem Altar eines neuen Obje.

Also vom 1. April bis zum 5. war der Verfasser von la belle laitiero der Modeheld, von 5. bis zum 8. Lord Burlington, der den Bären spielte, und den Jäger niederschlug, vom 9. bis zum 10. Debry's Kammerdiener, dem sein Herr anstatt des halbjährigen Lohnes ein Lotterielos gab, das mit einem Treffer von achtzig Tausend Francs herauskam; der Kammerdiener begann sogleich ein gleiches Leben wie

sein Herr zu führen, kaufte Kutschen und Pferde, etablirte ein Hotel, nahm eine Loge in der Opera comique, und machte den Ballettänzerinnen den Hof. So konnte er leicht ausrechnen, daß er nach vier Monaten, das ist am 10. August, keinen Sous mehr haben werde, weshalb er seinen ehemaligen Herrn, den Marquis Debry, rechtzeitig bat, er möge statt seiner keinen andern Kammerdiener nehmen, weil er bald wieder zu ihm zurückkehren werde.

Um die Mitte des Monats April war wieder Fürst Ivan Gegenstand des Tagesgesprächs; er hatte nemlich gehört, daß die berühmte Tänzerin Bestris durch seine Güter reisen werde, und gab Befehl, daß in jener Stadt, deren Grundherr er ist, von allen Gasthäusern die Schilder abgenommen werden sollten, und ein Gasthauschild an seinem Palast angebracht werde; so getäuscht, stieg die berühmte Künstlerin da ab, wo der Fürst als Wirth mit der weißen Schürze, und die Kappe unterm Arm sie empfing, und bediente. Erst bei ihrer Abreise sagte er ihr, wer sie bedient habe.

Diesem folgte im Weltruhm Mademoiselle Grignon, die — eine junge „Ratte“ (das stumme Personal bei der Oper) einen jungen Dandy, der sie betrogen hatte, im Palais royal vor allen Leuten mit einer Reitpeitsche tractirte.

Ihr Ruf wurde wieder von einem mangeur de petits enfants (Kinderfresser) verschlungen, der wegen einiger Mordthaten damals geköpft wurde. Denn auch das ist genug, um in die Mode zu kommen.

Der Ruf des Geköpften wurde von dem Hunde Aubry's

verdunkelt, der das ganze Publikum in fieberhafte Begeisterung versetzte, dem Hunde folgte Abellino Karpáthi, der ihn für fünfzig Tausend Francs niederschloß.

Hierauf folgte der Mainvielle-Catalani-Krieg, von welchem man am meisten sprach, bis zum 10. August. Damals trat, wie er es vorausgesagt hatte, Debry's Kammerdiener wieder in die Dienste seines Herren, mit dem er vier Monate hindurch im Cavallerleben gewetteifert hatte; alle diese Tagedereignisse wurden aber bald von einem Namen verschlungen, der, wie seltsam er uns schon klingt, den Franzosen doppelte Bein verursacht, der genöthigt ist, seinen Sprachwerkzeugen alle mögliche Gewalt anzuthun, um das Wort *Chataquila* aussprechen zu können.

Anfangs September sprach schon Niemand mehr von etwas Anderem, als von der wunderbaren *Chataquila*, und es gab keinen braven Menschen, der nicht irgend ein neues Abenteuer von ihr zu erzählen gewußt hätte, ob es nun wahr oder erdichtet sei.

Nach dem Klang zu urtheilen, könnte ich die Leser lange raten lassen, was das eigenthümlich klingende Wort bedeute — ein Nilpferd, einen arabischen Taschenspieler, oder einen australischen Vogel; — dieses wie Mühlengelapper klingende Wort könnte Alles bedeuten, nur nicht ein vernünftiges Wesen.

Und doch ist's der Name einer der schönsten Frauen, die je unter dem tropischen Himmel gezeugt wurden.

Chataquila war die Tochter eines afghanischen Kriegshäuptlings, und gerieth im Krieg mit den Engländern schon

als Kind in Gefangenschaft. Sie gelangte aber auch bald zur Herrschaft, denn die nach Europa verpflanzte, tropische Pflanze beherrschte da jedes Männerherz.

Sie war eine neue, fremdbartige Schönheit, die vom Gewohnten so sehr abweicht, und mit ungewohnten Reizen ein unbekanntes Entzücken erregt.

Ihr Teint war wie Silber mit Gold vermengt, glänzend aber nicht unangenehm gelb, durchsichtig, so daß man die Adern sah, und aus ihrem Gesichte leuchtete das stumme Spiel der Leidenschaften. Das Weiße ihrer Augen war bläulich, ihre schwarzen Augensterne Quellen strahlenden Feuers, ihr in vier lange Zöpfen geflochtenes Haar war glänzend schwarz, in's bläuliche hinüberspielend. Ihre Lippen waren so klein, roth und schwellend, wie eine gespaltene Kirsche, ihr Wuchs schlank und kräftig. Aber was sind Gesicht, Wuchs und Augen? Was ist die todte Beschreibung gegen einen ihrer Blicke? Wer könnte das unauslöschliche Feuer dieser Augen schildern, das leuchtet und brennt, peinigt und verzehrt, beglückt und bezaubert? Hätte der Maler mehr Muth, seinen Pinsel, der Dichter die Feder zu ergreifen, wenn er diese Lippen lächeln sähe? Von andern Reizen nicht zu sprechen. Und wer könnte sie wahrhaft beschreiben, da das wunderbare Weib in jedem Augenblick eine andere Gestalt annimmt; noch nie hatten zwei Männer gleiche Begriffe von ihr, und wenn zehn beisammen sind, so wird sie jedem anders erscheinen, dem einen sanft, dem andern heldenhast, dem dritten kokett, dem vierten kindisch, hier behutsam, dort unachtsam, heute bis zur Ausgelassenheit lustig, morgen trau-

merisch und melancholisch, und deshalb schwärmen die Männer so sehr für sie.

Uebrigens wollen wir mit dem Allen gegen Chataquela kein Vorurtheil erwecken, sie gehörte nicht zu den Modeschönheiten, zu den Entretenue's, und anderen leicht zugänglichen Damen; sie war ein Muster der Moral und der strengsten Tugend — nach afghanischen Begriffen.

Wir müssen daher diese kennen lernen.

Im Ehecoder der Afghanen sind für die officiellen Liebesbündnisse wenig Formen festgesetzt. Das Ganze besteht daraus: wenn einem Mann ein im Zustand der Freiheit befindliches Frauenzimmer gefällt, so schickt er ihr seinen Leibgürtel, und wenn sie ihn behält, und ihm den ihrigen schickt, so ist die Ehe geknüpft. Wenn nun eine Dame den Gürtel eines Mannes trägt, so weiß man, daß sie dessen Gattin ist; der Mann ist verpflichtet, dem nächsten Bonzen ein Geschenk darzubringen, und erhält von diesem dafür einen Segen.

Die Scheidung geht mit eben den einfachen Formalitäten vor sich. Diejenige Partei, welcher die Verbindung nicht mehr gefällt, löst sich den Gürtel vom Leibe, und schickt ihn der andern Partei, von welcher sie ihn erhalten, — und dann sind beide frei. Beide Parteien können sich auf's neue verheirathen, so oft es ihnen gefällt. Aber wehe der Frau, die, so lange sie den Gürtel eines Mannes trägt, ihre Hände von einem anderen Manne berühren ließe; die afghanischen Sitten sind streng! — eine solche Frau wird als Ehebrecherin betrachtet, und auf dieser Erde vorläufig nur lebendig eingegraben, aber jenseits wird sie von Talihameha mit den

großen Zähnen in tausend Stücke zerrissen, und jedes Stück muß dieselbe Pein fühlen.

Nach diesen Begriffen der Moral war Chataquela das vollkommenste Weib unter allen denjenigen, die je in den Gebirgen des Dhavalagiri erzogen worden sind.

Ihr erster Mann war ein englischer Oberst gewesen, der sie nach London gebracht hatte; aber hier nahm er die Tochter eines Lords zur Frau, und gab der Afghanin nach der oben beschriebenen Formalität den Abschied.

Von da ab erfreute sich Chataquela bei Siov, der Liebesgöttin der Afghanen, der größten Gunst — bei der Göttin, die mit zwölfthausend Ohren abgebildet wird, damit sie alle Seufzer hört, die an sie gerichtet werden.

Zwei Jahre hindurch gab es in den Hauptstädten der Welt keinen berühmten Menschen, der sie nicht als legitime Gattin besessen hätte, und Chataquela beobachtete gegen alle die pflichtgemäße Treue und weibliche Tugend, bis sie es für gut fand, sich von ihnen zu trennen.

In letzterer Zeit war sie einem Manne nach Griechenland gefolgt, und focht den Befreiungskrieg mit; bei Gelegenheit eines Kampfes lernte sie den genialen Geistesriesen Byron kennen, beehrte diesen mit ihrem vielgewanderten Gürtel, trennte sich von ihrem bisherigen Mann, und kam mit dem Dichter wieder nach London.

Raum sind ein paar Wochen verfloßen, seitdem sie von der britischen Hauptstadt nach Paris gekommen ist, und schon spricht Jedermann von ihr. Ihre Schönheit übertrifft alles bisher Gesehene, ihre Eigenthümlichkeiten sind hinreißend.

Man weiß, welche endlose Liebe in diesem Herzen lebt, und wie schwer es ist, diese zu erreichen.

Ihr ist es nicht genug, daß Jemand reich sei. Chataquela kann für Denjenigen, den sie liebt, leiden, entbehren, sie kann ihm, wenn es sein muß, als Magd dienen; aber den sie liebt, der muß liebenswürdig sein, denn sie hat Liebe niemals geheuchelt.

Sie hat einen Mann. Das ist nach europäischen Begriffen eine sehr häßliche Sache, denn ein mit einer verheirateten Frau begonnenes Verhältniß kann nicht mit der Ehe endigen; der Liebhaber kann sich bei uns nicht diesen, wohl aber den doppelten Genuß verschaffen, daß er sich selbst Freude und einem Andern Aerger bereitet. Aber Chataquela entsagt der Treue gegen ihren Mann nur aus Liebe zu ihrem folgenden Manne; jedem Andern ist sie unzugänglich.

Das wäre übrigens auch nicht viel, man könnte sie heiraten, und sich binnen gewisser Zeit von ihr wieder trennen; aber es ist nicht leicht, die Afghanin zu besiegen. Die europäische Courtoisie ist zu arm, um ihren Launen zu entsprechen, — man muß vor ihr ein Held, tapfer, geistreich, aufopfernd sein; sie stellt die Leute auf die Probe, und wer die Probe nicht besteht, den lacht sie aus.

Man muß sich um sie bemühen, um sie kämpfen, — aber wie süß ist es, sie zu besitzen.

Das gibt den Leidenschaften den größten Reiz; dieser lockende Genuß, der sich nahe hinstellt und doch fern ist, wie die Blumen, die am Meeresgrunde erscheinen, die man mit den Händen fassen zu können meint, und die doch so fern sind.

Sie reizte die ganze elegante Jugend, jeder wollte die Stelle

ihres neuen Mannes einnehmen, — was aber jetzt schwerer ist, denn der frühere besitz noch ihre Liebe, nämlich Lord Byron, und der steht so hoch über den Löwen seiner Zeit, daß jeder verzweifeln muß, dem es in den Sinn kommt, das Andenken des Dichters im Herzen seines Weibes zu verlöschen.

Dennoch hörten die jungen Riesen nicht auf sie zu lieben. jeden Tag bestürmten sie die Säle und das Herz der schönen erotischen Frau; die Säle standen offen, aber ihr Herz war verschlossen. Sie erregte nur Durst, linderte ihn aber nicht. Sie spielt, tändelt, unterhält sich mit ihnen, wie etwa mit dressirten Thieren; im Clubb erzählt jeder der jungen Männer, wie weit er schon gekommen sei, aber wenn sie das Resultat untersuchen, so finden sie, daß sie dort stehen, wo sie am Anfang gestanden haben.

* * *

Eines Abends brach in der Straße Mouffetard Feuer aus.

Damals waren die Feuerlöschanstalten noch nicht so wohl geordnet, wie heut zu Tage, man mußte viel läuten und trommeln, und so Alles, was gesunde Hände und Füße hatte, zusammenrufen.

Die Straße Mouffetard ist ganz geeignet, daß ein in ihr entstandener Brand für die Umgegend gefährlich sei.

Sie ist ein Knäuel von wunderbar gestalteten Häusern, von denen einige älter sind, als dreihundert Jahre, unterbrochen durch mehrere enge Gäßchen, wie die St. Medard-, die Arras-, die Dursinegasse, die nur für Fußgänger zu passiren sind. Ein Haus ist ebenerdig, das andere dreistödig, alle sind alt

und verfallen; an über die Gasse gespannten Stricken hängen die Laternen und beleuchten ein Labyrinth, in welchem sich nur die ärmste Volksklasse zurecht findet, und da hier ohnedies niemals eine Equipage oder Postkutsche durchfährt, so sind die Gassen an mancher Stelle so enge, daß die Fußgänger an die Wand gedrückt werden, wenn es sich trifft, daß doch einmal ein Wagen durchfährt.

Zwischen den zerfallenen, mittelalterlichen Häusern erhebt sich ein ungeheures Gebäude mit rothen Ziegelwänden, und ungeheuren, dicht nebeneinander stehenden Fenstern; das ist die Gobelfabrik, welche der Bevölkerung der ganzen Straße Arbeit gibt; hier arbeiten diese Leute Tag über, und Nachts gehen sie Lumpen sammeln.

An einem Ende der Straße steht das Hospital la pitié, ein Gebärhaus für die vom Elend, oder dem Verbrechen heimgesuchten Frauenzimmer, am andern Ende steht das Spital la bourbe für die sterbend Eingebrachten, und das Gefängniß Saint Pelagie für die zum Tode Verurtheilten. Für die Bevölkerung dieser Straße ist also gesorgt von der Wiege bis zum Grabe.

Raum ertönte die Feuerglocke der Saint-Medard-Kirche, als das erschrockene Volk eine ungeheure schwarze Rauchsäule aufsteigen sah, die später von rothen Flammen durchzuckt wurde.

Das Volk eilte sogleich von allen Seiten nach dem in Gefahr befindlichen Stadttheile; die Glocken antworteten einander mit ihren Schrecken erregenden Tönen, welche von der Glocke der Notre-Dame-Kirche am grauenhaftesten überlönt wurden.

Vom Pantheonplatz konnte man das Feuer am besten sehen, das in dem dichten Häuserknäuel ungehemmt um sich griff; hierher eilte die elegante Welt in prächtigen Equipagen oder zu Pferde, um das Schauspiel anzustaunen; die Damen hielten Flacons bereit, um wenn es nöthig ist, in Ohnmacht zu fallen. Die Herren begossen sich an einem Brunnen ihre Kleider, um dann zu sagen, daß sie löschen geholfen haben.

Hier konnte man auch die offene Kutsche Chataquela's sehen; sie war von eleganten Reitern umgeben, unter welchen wir Abelino, Fennimore, den Vicegespansohn, und andere bekannte Landsleute sehen; Lord Burlington sitzt auf dem rückwärtigen Kutschbock, und übersteht mit einem langen Fernrohr die ganze Aussicht; die übrigen Reiter fliegen wie Adjutanten umher, um der Dame Nachrichten zu bringen, die in einem prächtigen Cassimirkleide, in die Kissen des Wagens nachlässig zurückgeworfen sitzt; ihren feinen Reisstrohhut hat sie herabgenommen, hält ihn an den Bändern, und sieht starr nach dem Schauplatz des Brandes hin.

Die meisten unter Jenen, die ihr Nachrichten bringen, sind nicht weiter geritten, als in die nächste Gasse, und hielten es für gut, sich dort vor dem Volksgebränge zurückzuziehen; nur Fürst Ivan nahm sich die Mühe, sich mit der Reitpeitsche Bahn zu brechen, und durch die fluchende Canaille zu reiten. Nach einer kurzen Weile kehrte er wieder zurück.

— Das Feuer nimmt überhand, sagte er, sich zu Chataquela vorbeugend, binnen Kurzem wird es die Redardkirche ergreifen, was ein großartiges Schauspiel sein wird.

— Gibt es hier keine muthigen Männer, die das hindern könnten? fragte die Dame.

— Was können sie ohne Spritzen thun? Man kann die größeren Spritzen nicht durch die engen Gäßchen bringen. Ich mußte so eben über ein Paar gute Jungen von uns lachen, ich glaube, es waren junge ungrische Magnaten, die sich mit einer Gartenspritze, mit der man die Raupen von den Bäumen spritzt, abgaben; freilich konnten sie damit kaum die Fenster des brennenden Hauses benetzen.

— Und gibt es denn da keine größere Feuerlöschmaschine?

— Im Hof des Pantheon steht eine, aber es sind keine Pferde da, welche sie hinziehen.

— Da ist leicht zu helfen, sagte Chataquela, und winkte ihrem Kutscher, nach dem Pantheon zu fahren.

Dort angekommen, ließ sie ihre prachtvollen englischen Vollblutpferde ausspannen, und an die ungeheure Spritze spannen, die eben eine Schaar junger Männer fortschleppen wollte.

Jetzt warf Chataquela ihren Strohhut weg, schürzte ihre gestickten Ärmel auf, sprang auf den Sitz der Spritze, und ergriff selbst das Leitseil.

— Ah, riefen ihre Begleiter erstaunt; Sie wollen doch nicht selbst die Spritze hinführen?

— Was soll ich denn thun? Ich kann doch nicht hier in der unbespannten Kutsche sitzen.

Hiermit hieb sie mit der Peitsche auf die Pferde, und die schwere Spritze rollte donnernd über das Pflaster nach der Straße Mouffetard. Die elegante Welt schüttelte scandalisirt den Kopf: welch eine Sucht sich auszuzeichnen!

Der begleitende Dandyschwarm blieb nach und nach zurück, und war bald durch die nachdrängende Volksmenge von der Spritze abgeschnitten. Der seltsamen Sprizendame wurde mit allgemeinem Hurrah Platz gemacht, die eleganten Reiter aber wurden zurückgedrängt.

Chataquela bemerkte gar nicht, daß sie allein, ohne ihrer Anbetersuite auf dem Schauplatz des Brandes angelangt war.

— Hieher, hieher, Madame! rief sogleich eine Stimme neben ihr mit edlem Ausdruck, und Chataquela erblickte einen nach der neuesten Mode gekleideten, jungen Mann, der aber ganz durchnäßt und eingerußt war, den Pferden in die Zügel fiel, und sie nach einer Ecke zu lenken strebte, wo einige andere, ebenfalls elegant gekleidete, junge Männer sich bemühten, mit Hilfe einer schlechten Spritze das gegenüber stehende Haus vor dem um sich greifenden Feuer zu bewahren.

Das war der gefährlichste Punkt. Wenn das Feuer hieher dringt, dann ist die Medardkirche verloren. Mehrere Arbeiter in Blousen waren unter der Anführung eines jungen Cavaliers auf das Dach des Hauses geklettert, um dieses abzureißen.

Chataquela kannte hier Niemanden; diese jungen Männer mögen zu der vornehmsten Welt gehört haben, aber sie war ihnen niemals begegnet; doch jene kannte das schöne Weib wohl, und einer von ihnen rief sie beim Namen, und dankte ihr ohne Compliment für den Dienst; derselbe sprang, nachdem die Spritze in die Ecke gebracht worden war, hinauf, ergriff den Schlauch und richtete den Wasserstrahl mit großer Geschicklichkeit auf das über ihnen brennende Dach.

Die Wirkung wurde sogleich wahrgenommen; die Flam-

men begannen hier abzunehmen, aber um so mehr Funken zu sprühen.

Ungefähr zwölf nebeneinander stehende Häuser brannten zugleich.

Plötzlich wurde mitten unter dem Lärm der Menge lautes Wehklagen gehört.

Aus der Gobelfabrik kam ein Schwarm von Weibern, die Hände ringend, und mit dem Ausdruck der größten Verzweiflung; den umstehenden Männern gelang es mit schwerer Mühe, sie zurück zu halten, daß sie nicht in's Feuer rannten.

— Was fehlt diesen Weibern? fragte Chataquela einen Arbeiter, der sich ihr eben näherte.

— Die Armen pflegen, wenn sie in die Fabrik zur Arbeit gehen, gewöhnlich ihre Kinder in einen Hof zu bringen, wo ein altes Weib dieselben bewachte. Jetzt hat sich das alte Weib gewiß entfernt, und unterdeß die Kinder eingesperrt, die jetzt alle verbrennen.

— Man muß sie retten!

— Man kann zu dem Hof nicht hingelangen, weil alle Häuser ringsherum brennen; ausgenommen es ginge Jemand über das Dach der brennenden Häuser, — die Mädchen, die hinführen, sind mit brennendem Schutt verrammelt.

Es schien wirklich, als ob man mitten in dem Lärm und der Verwirrung das Weinen der Kinder hörte.

— Meine Herren, das ist schrecklich! rief Chataquela den Umstehenden zu, hören Sie nicht das Weinen? Gibt es kein Mittel, die Kinder zu retten?

— Es gibt eines, sprach kalten Blutes jener junge Mann, der das schöne Weib zuerst angesprochen hatte; wir müssen an das vor uns stehende Haus eine Leiter lehnen, unter dem fortwährenden Spielen der Spritze auf das Dach bringen, dort läßt ein Mann den andern an einem Strick hinunter in den Hof, und an demselben Strick werden die Kinder eines nach dem andern heraufgezogen, und dann von Hand in Hand in Sicherheit gebracht.

— Gut, sprach der Arbeiter, aber wer wird es wagen, auf das Dach des brennenden Hauses zu klettern?

— Ich! rief der Cavalier, ohne seine Züge zu verändern.

— Aber wer wird der Andere sein, der sich von dort hinabläßt in die Gefahr, wo er zu Grunde geht, wenn Sie ihn verlassen? wer wird sich Ihnen anvertrauen?

— Ich, ich! rief Chataquela eifrig. Bringt schnell eine Leiter und einen Strick! — und ohne sich lange zu bestannen, schnallte sie die Agraffe auf, die ihr Kleid vorn zusammenhielt, und legte das Cashemiroberkleid ab, ohne zu bedenken, daß sie unter den Umstehenden ein größeres Feuer anschürte, als das, welches auf den Häusern lohte. Ihr prächtiger Wuchs wurde durch nichts verhüllt, als durch ein an den Schultern ausge schnittenes feines Hemd, und durch weite türkische Bein kleider aus Seide, die nach indischer Sitte nur bis zu den Knien reichten, dort an die Beine gebunden, und mit breiten Spigen umsäumt waren.

Die Umstehenden vergaßen einen Augenblick an's Lö schen.

Chataquela nahm die gefährliche Wirkung nicht wahr, die sie hervorbrachte, und rief mit starker, schallender Stimme :

— Vorwärts, meine Herren ! bringt die Leiter, die Mütter weinen um ihre Kinder, eilt !

— Meiner Treu, dieses Weib hat das Herz am rechten Fleck, brummte der Arbeiter forteilend, und brachte bald mit seinen Kameraden eine lange Leiter und einen Strick zurück. Die Leiter wurde an das Haus gelehnt, den Strick nahm die schöne Frau um den Leib, und winkte dem jungen Manne voranzugehen.

Das Hurrahgeschrei der Menge begleitete die beiden Kühnen. Die Weiber knieten vor dem gegenüberstehenden Hause nieder, und warteten betend den Erfolg ab.

Die Beiden gingen ohne zu zögern hinauf. Der junge Mann war schon bis zum brennenden Dach gelangt. Er winkt der Dame mit der Hand, sie möge ein wenig zurückbleiben. Er mußte erst unter einen brennenden Tragbalken durchkriechen. Jetzt erreicht ein gut gezielter Wasserstrahl den Balken, und dem jungen Manne gelingt es, den schnell gelöschten Theil zu ergreifen, und den Balken aus dem Wege zu räumen. Hierauf reicht er der Dame hinter ihm die Hand, und diese springt kühn auf die glühende Mauer. Dieses Weib ist entweder mit den guten oder den bösen Geistern im Bunde.

Derselbe Wasserstrahl, von dem untenstehenden jungen Cavalier geleitet, folgt den beiden durch das Feuer Schreitenden, indem er ihnen theils Bahn bricht, theils den Rücken frei hält. Ah, es gelang ihnen, bis zur Feuermauer vorzudrin-

gen. Der junge Mann sucht einen Platz, mit den Füßen an die Mauer stampend, um zu sehen, ob sie nicht schon morsch sei. Den unten Stehenden winkt er mit der Hand beruhigend, daß die Kinder sich im Hof befinden. Jetzt windet sich Chataquela den Strick vom Leib, bindet ihn mit Hilfe des jungen Mannes an einen hinausragenden Tragbalken, mit dem andern Ende um ihren Leib, und wird von dem jungen Mann langsam hinabgelassen; wenn dieser nur einen Augenblick feig ist, so ist das Weib verloren, — und dieses Alles geschieht mitten unter einem Regen glühender Kohlen, und mitten in dichtem Rauch. Die Menschen da unten verstummen in gespannter Erwartung und Staunen. Der junge Mann hat sich auf ein Knie niedergelassen, und muß den Strick mit beiden Händen halten, um seine Last nicht so rasch hinabsinken zu lassen; in diesem Augenblick beginnt ein über seinem Haupte brennender Balken sich langsam zu ihm hinabzuneigen, — der junge Mann sieht es gut, daß der Balken auf ihn fallen müsse. Unten bricht ein Schrei des Entsetzens aus, gleich wird der Retter zerschmettert sein. Der junge Mann kann seine Hand nicht vorhalten, noch kann er auf die Seite treten, denn er muß den Strick halten; er sieht nur ruhig zu, wie sich der brennende Balken gegen ihn neigt. Durch sein Beispiel ermutigt, eilen Mehrere die Leiter hinauf, aber zu spät! Der Balken ist niedergestürzt, doch der junge Mann hat sich geschickt zur Seite geneigt, und der Balken fiel zu seinen Füßen nieder, kaum ein Haar breit entfernt.

Damals waren schon mehrere muthige Männer auf's Dach gelangt. In diesem Augenblick gelangte Chataquela in den

Hof hinab. Die Kinder hatten sich alle unter einem großen Akazienbaum versammelt, der sie mit seinem Laub bisher gegen den Feuerregen geschützt hatte. Es waren ihrer ungefähr vier und zwanzig.

Chataquela band schnell einen kurzen Knüttel an das Ende des Strickes, setzte zwei Kinder darauf, schärfte ihnen ein, sich an den Strick gut zu halten, und winkte dem oben stehenden jungen Manne.

Dieser zog die beiden Kinder hinauf, welche dann von den übrigen Arbeitern von Hand zu Hand die Leiter hinab gereicht wurden.

Seht nur die Freude jener Mütter, die ihre Kinder zuerst erhalten haben, seht ihr Entzücken; wie sie sie an die Brust drücken, wie sie weinen, und sich vor Freude zur Erde werfen; die Uebrigen beten tiefathmend, Gott möge den Rettern beistehen.

Der junge Mann zog wieder zwei Kinder herauf; nach und nach konnte jede Mutter ihr Kind umarmen. Schon sind die letzten zwei in den Händen der Männer. Aber ach, ein Kind fehlt noch. Es ist das letzte, das kleinste, ein in den Windeln liegender Säugling, der gewiß in der Stube vergessen wurde; es ist das Kind eines jungen, neunzehnjährigen Weibes, dessen Mann erst in diesem Jahre gestorben ist, und das jetzt am Boden liegt, sich aus Verzweiflung die Haare ausraufend. Der junge Mann winkt schon den auf dem Dach stehenden Männern, daß sie sich entfernen, und scheint jetzt beim Herausziehen des Strickes eine größere Kraft zu verwenden, als bisher. Es scheint, daß er diesmal kein Kind

heraufzieht. Das junge Weib blickt mit brechendem Herzen gen Himmel, als wolle sie dort ihr Kind suchen, als rings um sie ein ungeheures Freudengeschrei erdröhnt; die schöne Frau war auf die Feuermauer gelangt, — das vermiste Kind im Arme.

Nach einigen Augenblicken kamen die beiden kühnen Retter die Leiter herab; damals brannte schon jedes Stockwerk des Hauses, aus allen Fenstern kamen Flammen.

Unten angelangt, legte Chataquela den Säugling an die Brust der jungen Witwe, hängte demselben den Diamantenfetisch um den Hals, den sie am Busen getragen hatte, und eilte schnell fort, um ihr Ueberkleid anzulegen.

Wie schön war sie! Wie strahlten ihre Augen, wie heiter und selig war ihr Gesicht! Wie wird man sie in den Hütten der Armen segnen! — wie wird man sie in den Salons wegen ihrer Seiltänzerei-Bravour verspotten!

In diesem Augenblick stürzte die Hälfte des Hauses mit großem Gefrach zusammen. Wenn das zehn Minuten vorher geschieht, so sind beide Retter begraben.

Indeß war das Feuer auf dieser Seite erlosch, und wurde auf der andern Seite energisch gelöscht.

Jetzt war Chataquela mit ihrem Gespann zu ihrer Kutsche zurückgelangt, und ihre Diener sprangen hinzu, um ihr in den Wagen zu helfen.

Sie blickte um sich, als ob sie Jemanden suchte; aber ihr Gefährte und die beiden andern muthigen, jungen Männer waren nirgends zu sehen; sie waren in demselben Augenblick, in welchem die schöne Frau den geretteten Säugling seiner

Mutter zurückgab, unter der Volksmenge verschwunden, wahrscheinlich, um den Danksgungen zu entgehen.

Chataquela erkundigte sich vergebens nach ihnen bei den Umstehenden, Niemand kannte sie; aber wie gern hätte sie gewußt, wer jener junge Mann sei, dem sie so leichtsinnig ihr Leben anvertraute, und der es mit so starker Seele behütete.

Einige behaupteten, sein Jäger, der mit war, habe ihn als Grafen titulirt.

So muß sie doch irgendwo mit ihm zusammentreffen, angenommen, er ist ein Ascet oder ein Puritaner, der die Kreise, in welchen sie sich bewegt, geßtentlich meidet.

Wie gerne möchte sie mit ihm noch einmal zusammentreffen, vielleicht bloß, um ihm zu sagen: „Sie sind ein wackerer Mann!“

Wie wir bereits angedeutet haben, wird man in den besseren Kreisen über diese akrobatische Produktion genug Witz machen.

Im Clubb der jungen Riesen ist der der glücklichste, welcher auf diesen Vorfall den besten Witz zu machen weiß. Wären sie auch dabei gewesen, so wäre das Werk eine Heldenthät, so aber ist sie eine Babinage, über die man lachen muß.

Chataquela's That wurde mit hunderterlei Zusätzen und Veränderungen erzählt, nur konnte man nicht angeben, wer der unbekannte Held gewesen sei, der ihr dabei geholfen. Also ist denn jener Mensch so gar nicht eitel, daß er sich nicht beeilt, sich irgend einem Zeitungsschreiber zu entdecken? oder

wenn er aus den bessern Kreisen ist, daß er sich da seiner That nicht rühmt? Wenn er ein gemeiner Mensch ist, warum eilt er nicht, sich von der Regierung seinen Lohn zu holen, — und von Chataquela, wenn er ein Aristokrat ist?

Der Unbekannte wurde nicht entdeckt.

Eines Mittags war man eben im besten Scherzen über diesen Gegenstand; Abellino führte im Erkerzimmer das Wort, anwesend waren die bekannten Habitué's, Lord Burlington, Rudolph, Fürst Ivan, Marquis Debry, Fennimore u. s. w.

— Wir sind ihm auf der Spur, meine Herren, sagte Abellino. Ich habe psychologische Daten, daß der Unbekannte aus den adeligen Kreisen sei.

— Laß hören! riefen mehrere.

— Also, als Chataquela demjenigen tausend Dukaten anbot, der ihr in's Feuer folgen werde, da rührte sich Niemand, aber als sie rief: „einen Kuß dem Manne, der mit mir kommt!“ fand sich gleich ein Unternehmer. Beweist das nicht, daß es Einer von uns ist?

— Hihhi! lachte der Vicegespanssohn, der die gute Gewohnheit hatte, über die schlechten Wize Anderer zu lachen. Nun hat er den Kuß erhalten?

— Lassen Sie mich sprechen, Monsieur, sprach Abellino verächtlich, der wohl wußte, daß man in Ungarn die Vicegespänne nicht mit Ew. Excellenz titulire, und den es daher sehr verlegte, daß der Sohn eines solchen ihm in die Rede fiel.

— Der Sage nach, fuhr er dann fort, hat unsere Heldin

dem unbekannten Manne zu besserer Beglaubigung Ange-
sichts des ganzen Volkes den versprochenen Kuß gegeben.

Allgemeines Gelächter, an welchem Rudolph nicht Theil
nimmt; er las unterdessen ein englisches Journal.

— Dieses Frauenzimmer mag große Lust haben, im Feuer
zu küssen, bemerkte Fürst Ivan.

— Wie denn nicht! sprach der unverbesserliche Vicege-
spanssohn, der glaubte, er sage dem Fürsten Ivan hie mit
etwas Neues; — die indischen Weiber lassen sich doch mit
den Leichen ihrer Männer verbrennen, das ist ihnen nur ein
Spaß.

— Ich glaube kaum, daß Chataquela einem ihrer gewe-
senen oder künftigen Männer diese Ehre erweisen werde,
erwiderte Abellino lachend, worauf die Andern ebenfalls
lachten.

Auf diese Bemerkung stand Rudolph von seinem Sitz auf,
und näherte sich der Gesellschaft.

In seinen schönen, bleichen Zügen brühten sich jetzt Lebens-
überdruß, Mergel, Menschenhaß und Verachtung so lebhaft
aus, daß diejenigen, die ihn anschauten, unwillkürlich zu la-
chen aufhörten. Sein Blick war besonders gegen Karpáthi
gewendet.

Kaum könnte man eine häßlichere Gruppe malen, als diese
beiden Gesichter, die sich jetzt gegenseitig anblickten. Einerseits
ein leichtsinniges, unverständlich hochmüthiges, lachendes Ge-
sicht, — andererseits das starre, scharfblickende Gesicht mit
seinem kalten, bitteren Lächeln, das jenen zurück zuweisen
scheint. In den Gesichtern dieser beiden Männer könnte ein

Physiognom lesen, daß diese Beiden einst erbitterte Feinde sein werden.

— Wetten wir, mein Herr, daß das, was Sie gesagt haben, nicht wahr ist, — sprach Rudolph, zu Karpáthi gewendet.

— Wie! fragten Mehrere, über Rudolph's seltsames Benehmen erstaunt.

— Wetten Sie, sprach Rudolph, Karpáthi starr in's Gesicht sehend, daß die Dame, von der wir sprechen, fähig ist, sich im Todesfalle ihres Mannes zu tödten.

— Ah ça, das ist eine seltsame Wette. Sprechen Sie sich deutlicher aus. Die Zeit macht hier einen großen Unterschied, denn die Hauptfrage ist, daß Chataquela damals noch jung sei.

— Mein Antrag ist kurz, und bald auszuführen. Ich heirate dieses Weib; das ist das Erste. Dann werde ich sorgen, daß ich bald sterbe, — das ist das Zweite. Chataquela wird nach mir sterben, das ist das Dritte; und dann sind Sie verpflichtet, sich auf eine Ihnen beliebige Weise um's Leben zu bringen. Das ist das Vierte.

— Ah, das ist eine Thorheit! rief Ivan; ihr sprecht so leichtfertig von dem Leben zweier edlen Menschen, als ob man zwei Regel umwerfen wollte.

— Das ist ein prächtiger Spaß! behauptete der Lord. Ich bedaure sehr, daß er nicht von mir herrührt, oder daß Rudolph kein Engländer ist. Uebrigens glaube ich, daß er sein Wort halten wird.

Abellino lachte nach Art derjenigen, die unter dem Lachen ihre Angst zu verbergen suchen.

— Mein Herr, Sie müssen mir glauben, oder mit mir wetten; sprach Rudolph kalt, ihm die Hand hinstreckend.

— Was soll ich glauben?

— Daß Chataquela nach ihrem Manne sterben könnte, oder Sie müssen wetten — Leben um Leben!

— Die Wette steht! rief Abellino lachend, und ergriff die ihm dargebotene Hand.

— Auf das Wort eines Edelmannes, sprach Rudolph.

— Auf mein Wort als Edelmann! bekräftigte Abellino lachend.

— Sie haben es gehört, sagte Rudolph zu den Umstehenden; wenn ich mein Versprechen nicht halte, so halten Sie mich für feig, wenn jenes Weib ihrer Pflicht nicht treu ist, so lachen Sie mich aus; wenn aber Beides geschieht, so werden Sie gewiß sehen, daß Bela Karpáthi sein Wort nicht halten wird. Bis dahin ist es eine Ehrensache, das Geheimniß zu bewahren.

Hiermit nahm er seinen Hut und entfernte sich.

Abellino machte bei diesen letzten Worten ein langes Gesicht, und fing an, sich darüber zu ärgern, daß die jungen Riesen diese Wette für einen guten Spaß hielten. Indes war er einmal darin, und gezwungen, die Großmuth anzunehmen.

Diese Wette war eine prächtige Sache, nur war es für die Anwesenden traurig, daß sie nicht plaudern durften. Rudolph machte es zu einer Ehrensache, und so war es natür-

lich, daß die betreffende Dame von der Sage nichts erfahren konnte.

Es wird viele geben, die diese Wette für eine Uebertreibung halten, aber wir versichern, daß in den höheren Kreisen das Leben wohlfeil ist; ein Wort, ein Blick ist genug, um zu tödten und zu sterben. Arme Leute können für ihr Leben Sorge tragen, aber für große Herren schickt sich das nicht, für moderne, blasirte Gemüther ist es gar ein Verbrechen. Ein armer Mensch ist für sein Leben seiner Familie, seinem Vaterlande, und seinem Gott verantwortlich; große Herren leben der Meinung, daß sie das nicht zu thun verpflichtet sind.

Doch halt! hier gibt es doch eine Ausnahme! Monsieur Karpáthi ist für sein Leben doch Jemandem verantwortlich, seinem Gläubiger.

Mr. Griffard erfuhr die Wette, denn er muß doch Alles wissen, sei auch das Geheimniß hinter Schloß und Riegel, unter einem diplomatischen Stempel, im Sanctuarium, oder durch ein Ehrenwort bewahrt. Indesß bleibt es doch geheim, denn er plaudert es nicht weiter.

Herr Griffard also erfuhr, der Spaß sei so ernst geworden, daß, wenn Rudolph die Bedingungen der Wette erfüllt, Karpáthi genöthigt sei, sich den Folgen zu unterziehen, sonst habe jeder der Anwesenden das Recht, ihn, wo er ihn findet, niederzuschießen; und Lord Burlington hatte ihn schon im Voraus damit getröstet, daß, wenn er, Karpáthi nemlich, nicht den Muth habe, sich das Leben zu nehmen, er, der

Lord, ihm mit seinem Muth dienen wolle, — und der Lord trifft mit der Pistole einen Thaler in einer Entfernung von fünfzig Schritten.

Also diese Wette gefiel dem Banquier durchaus nicht. Er suchte Karpáthi persönlich auf, und warf ihm vor, daß er ihren Vertrag schon gebrochen habe, indem er sich in ein lebensgefährliches Abenteuer einließ.

— Pah! hier ist die Lebensgefahr so fern, wie der Mond, sprach Abellino. Zuerst muß Rudolph die Chataquela heiraten, — nach afghanischer Ceremonie; aber können Sie glauben, daß ihm dieses gelingen werde? Dieses eigensinnige Weib wollte den britischen Dichter nicht für mich vergessen, noch für Andere, die alle reiche, generöse, elegante Cavaliere sind; wird sie für Rudolph es thun, der ein melancholischer, spleenbehafteter Sonderling mit Jankeemanieren ist? Das ist kaum wahrscheinlich; aber vorausgesetzt, es geschieht, kann man von diesem verständigen Menschen voraussetzen, daß er sich umbringen werde, bloß um die Wette zu gewinnen? das ist von Rudolph nur Prahlerei, die sich fügen wird, wenn es zur That kommt. Endlich das auch noch zugegeben, bleibt die Unmöglichkeit, daß Chataquela sich umbringe, weil dies in Indien so Sitte ist. Das ist ein psychologisches Absurdum. Ein Weib, das schon fünfzig Männer gehabt hat, von welchen doch einige gestorben sind.

— Aber Sie müssen bedenken, daß sie sich von ihnen noch bei deren Lebzeiten getrennt hat, und so hatte sie die religiöse Verpflichtung nicht.

— Et, lassen Sie mich in Ruhe!

Hiermit wandte er dem Banquier den Rücken, und pffiff. Das ist eine sehr gute Antwort, wenn man nichts mehr zu sagen weiß.

Das indische Weib suchte indeß mit der Gluth der Leidenschaft ihren unbekannten Ritter allenthalben, sie wüthete, und verzweifelte, als sie ihn nirgends fand.

Des Tags fuhr sie fortwährend in den Straßen von Paris herum, dinirte in öffentlichen Speisefälen, nahm ihr Eis in den besuchtesten Kiosk's, Abends ging sie in's Theater, und belorgnettirte jedes Männergesicht; — vergebens! nirgends war der, den sie suchte. Das ist zum Verzweifeln, unter einer so unendlichen Volksmenge eine Gestalt zu suchen, die man nur einmal gesehen hat, und die dann spurlos verschwunden ist. Wer kann er sein? Welchen Grund hat er, sich vor ihr zu verbergen? Gibt es denn Niemanden, der ihn kennt? warum spricht doch Niemand von ihm? Er stand ihr schon so nahe, drückte ihr die Hand, er warf sein Leben hin, um ihres zu erhalten, — und sie vergaß, nur ein Wort mit ihm zu sprechen, ihn zu fragen: wie heißen sie mein Herr? Wann werde ich sie wieder sehen? Wie glücklich wäre sie jetzt, wenn sie die Antwort auf diese Fragen hätte!

Ganze Nächte durchwachte sie. Ihre alte Amme, die Zauberin Pyurmala unterhält sie mit indischen Zaubereien, durch welche prophezeit werden soll, wer der Jüngling gewesen sei, und ob sie ihn wieder sehen werde.

Die alte Duenna stellt auf das niedrige Tischchen die indische Flasche. Es ist das ein läuchliges Glasgefäß mit einem engen, langen Halse, voll mit einer dicken, aber krystallhellen Flüssigkeit. Dann gießt die Zauberin durch die enge Mündung eine helle, goldgelbe Flüssigkeit; der Inhalt der Flasche verdunkelt sich sogleich, als ob sie mit Wolken gefüllt wäre, die sich auf den Grund der Flasche drängen, immer dunkler, immer schwärzer. Sobald der wolkenartige Knäuel den Grund erreicht hat, beginnt sich das Innere der Flasche wunderbar zu beleben, Gestalten kommen, und gehen, sie ändern die Gestalt, werden kleiner, stoßen einander weg, und erscheinen der erhitzen Phantasie als bekannte Gesichter, Häuser, Städte. Die dunkeln Gegenstände werden plötzlich von allen Farben des Regenbogens durchzogen, das Grün der Wiesen, und der Purpur der Morgendämmerung spielen miteinander, die beweglichen Gestalten erhalten eine zauberhafte Beleuchtung, bald wird ihre Bewegung langsamer, die Gegenstände verschwimmen in einander, die schönen Farben erbleichen, die Wunder verschwinden, und die Flasche wird von einer undurchsichtigen, fahlen Flüssigkeit erfüllt.

Die alte Hyurmala, deren Gesicht durch die Zeit völlig vergilbt ist, beeilt sich, aus dem räthselhaften Chaos, das wir in der Flasche gesehen, zusammenhängende Geschichten herauszulesen. Sie erzählt ihrer Herrin, wo sich der unbekannte Jüngling jetzt befinde. Jetzt spaziert er auf blumigen Wiesen, wohin er tritt, da wird die Gegend grün und roth, und verläßt er sie, so wird sie blau, und lila. Wer sind die braunen Gestalten hinter ihm? Das sind gedungene

Mörder, die ihn tödten wollen. Aber der Wald schützt ihn, Gebüsch mit dunkelgrünem Laub bilden sich hinter ihm, und Niemand kann ihn verletzen. Dort geht eine blaßgelbe Gestalt, die sich durch die dunkeln Erscheinungen Bahn bricht, als ob sie Jemanden suchte. Sie weichen sich immer aus. Kleine Kinderköpfe auf der Erde, kriechende Schlangen in der Luft ziehen ihm nach. Segen und Verleumdung. Jetzt nähern sie sich einander, die gelbe Gestalt bleibt stehen, die Kinderköpfe verwandeln sich in Rosen, und bilden eine Laube ringsum sie, die Schlangen werden Kugeln, die ihm um den Kopf fliegen. Sieh, sieh, jetzt drehen sie sich schnell um einander, — ach, jetzt werden sie bald zusammen kommen. Jetzt haben sie sich, sie fließen in einander, und wunderbare Erscheinung! Die ganze Flasche wird von Rosenschimmer erfüllt! Herrin, den du erwartest, der wird kommen, und dich lieben. — Jetzt setzen sich die Gestalten, die Flüssigkeit erbleicht, und wird dann wieder dunkel. — Und dann wirst du Niemanden weiter lieben.

Chataquela hatte in derselben Nacht süße Träume, aber als sie des Morgens erwachte, fand sie die mit einem Elixir gefüllte Schale unberührt, — also kommen die Träume von anderswo her.

Sie ließ sich ankleiden, ihr abenteuerliches Gemüth hatte sich eine eigene phantastische Mode erfunden, ein Gemisch der Hindu- und der europäischen Tracht. Ihr niederfließendes Haar wurde durch ein weißes Stirnbänd zusammen gehalten, ihr langes Kleid aus blaßgelber Seide ließ die Arme unbedeckt, die mit glatten, goldenen Armbändern geschmückt wa-

ren; die vorn offenen Volants ließen den wunderschönen, buntgewebten indischen Rock sehen; nur in den orientalischen Geweben sieht man ein so kühnes Gemische der abstechendsten Farben, die dann doch zusammen ein harmonisches Ganzes bilden. An ihrer Brust wird das Kleid von einer dreifachen Spange zusammen gehalten, um ihre Taille, die bis zur Hüften reicht, hat sie einen mit Gold und Silber durchwirkten, rothen Shawl gewunden, was von der damaligen Mode mit den kurzen Taillen geschmackvoll abwich.

Auf ihr Klingeln kommt Hyurmala herein, und überreicht ihr, während ihr die Stubenmädchen das Haar flechten, die Karten der gestrigen Besucher, die damals nicht zu Chataquela gelangen konnten, weil sie krank war, vielleicht aus Liebe, vielleicht aber nur aus Laune.

Die Dame sieht die Karten der Reihe nach an. Lauter bekannte Personen, deren sie überdrüssig war. Doch eine ist darunter, mit einem Namen, den sie noch nirgends gehört hat. Der Familienname steht zuerst da, und dann der Taufname, — eine ihr völlig unbekannte Art. Die Andern alle schreiben ja ihre Namen umgekehrt: Vicomte Abellino de Karapáthi, — Comte Fennimore de Pile de Szigetvár, — Chevalier Charles de Calacci (nämlich, Kalácsi). Warum ist dieser ein Sonderling, und schreibt den Titel zuletzt: „Szentirmay Rudolf Bárá?“

Die andern Karten fielen ihr alle aus der Hand, nur diese eine steckte sie in den Busen.

Wenn gerade der es wäre, den sie erwartet. Die Zauberflasche hat Gutes verkündet, und das muß in Erfüllung gehen.

Arme Indierin! sie kannte nicht den Segen, daß man um das, was man wünscht, auch beten kann, sie wußte nicht daß nur zauberischer Trug, und vergängliche Träume ihre Seele beschäftigten.

— Laßt Niemanden herein zu mir, sagte sie zu Hyurmala, nur den, der Herr dieser Karte ist. Hat er versprochen, wieder zu kommen?

Niemand erinnerte sich.

— Wie sah er aus? fragte die Dame mit schmachsender Neugierde.

Niemand konnte es sagen; sie hatten ihn nicht beachtet, und beschränkten jetzt für ihn Andere, die Chataquela gut kannte.

Der Mittag verging unter ruhelosem Sehnen; Kutschen, Cabriolets blieben von Zeit zu Zeit vor dem Hotel stehen, man hörte die Glocke des Portiers; dann führen die Kutschen wieder weg. Der Erwartete kam nicht.

Einmal läßt sich das Klingeln des Portiers wieder vernehmen, und das scharfe Gehör der Indierin vernahm Männertritte auf der Treppe.

Ihr Herz fing an schneller zu schlagen.

Das ist Er!

Sie setzte sich in die Ecke des Divans, die Arme an die Brust gedrückt; sie wagte es nicht aufzublicken.

Sie hatte Angst, und zitterte wie ein junges Mädchen, das den Bräutigam erwartet.

Die Fußteppiche knisterten, Jemand schritt darüber herein.

Er war es! sie blickte nicht auf, und doch wußte sie, daß er es sei.

Sie hatte ja schon oft so geträumt, der muthige Jüngling komme zu ihr; sein Gesicht, das während der Gefahr so kalt war, blickte zaubervoll auf sie, seine dem Tode trogenden Augen leuchteten von Liebe, er setzte sich zu ihr, — auch jetzt fürchtete sie, das Alles sei nur ein Traum.

Aber er saß wirklich neben ihr, er, den sie gesucht und erwartet hatte, und das war kein Traum mehr, der Athem des Jünglings berührte ihre Schultern.

Chataquela sprach flüsternd zu ihm, wie man es mit Traumbildern thut, damit sie nicht erschreckt verschwinden.

— Also Rudolph heißen Sie? wie quälte es mich, daß ich mir Sie nicht nennen konnte, ich sah nur immer Ihr Gesicht vor mir, und konnte es nicht ansprechen.

— Ich habe auch viel an Sie gedacht, erwiderte Rudolph, in dessen Zügen wir auch jetzt nichts Anderes, als die gewohnte Kälte sehen, — den Zauber, die strahlenden Augen sah nur Chataquela mit den Augen der Liebe an ihm. Ein solches kaltes, bleiches Gesicht ist den Frauen sehr gefährlich. Die Männer wissen das nicht, aber die Frauen, welche lieben, wissen, daß so ein Gesicht zum Wahnsinn bringt.

— Wissen Sie, was ich damals dachte, als Sie mir in jener Gefahr Ihr Leben anvertrauten?

— Haben Sie an mich gedacht?

— Ich dachte, wenn die Kinder gerettet sein würden, und nur Sie noch unten wären, anstatt Sie herauf zu ziehen,

den Strid hinab zu werfen, und mich nachzufürzen, damit wir unten mitsamen im Feuer umkommen.

— Warum thaten Sie es nicht? fragte die Frau mit unfählich schmachthendem Ausdruck.

— Als die beiden letzten Kinder gerettet waren, rieth es Ihnen Ihr Schutzgeist, in das brennende Haus zu gehen, um nachzuschauen, ob nicht noch Jemand drin sei.

— Ja, mir war's als ob mich Jemand hineinzüge.

— Sie gingen hinein, brachten einen Säugling heraus, und nahmen ihn mit herauf; da konnte ich meinen Vorsatz nicht mehr ausführen.

— Und das wäre mir eine große Freude gewesen. Die im Feuer sterben, die kommen gleich in die Sonne, die in der Erde sterben, müssen hingegen lange warten, so lange bis sie zu so kleinen Stäubchen aufgelöst sind, wie wir sie hier am Fenster tanzen sehen, welche die Sonne nach und nach zu sich heraufzieht; der schönste Tod ist im Feuer, und in der Liebe, der Tod, welchen bei mir zu Hause die Frauen zu sterben pflegen.

Rudolph ergriff langsam die Hand des wundersamen Weibes.

— Chataquela, sei mein Weib.

Sie zitterte, und vermochte nicht zu antworten.

— Geh' zu deinem Manne zurück, und schelde dich sogleich, von ihm. Ich werde dir nachreisen, dich zum Weibe nehmen und dich lieben bis zu meinem Tod.

Sie erbleichte, ihre Lippen wurden weiß, fieberhaft zitternd sank sie zu den Füßen des jungen Mannes nieder, der, ihren

schlanken Leib mit den Armen umschlingend, und sie aufhob; sie kam nicht eher zu sich, als bis sie an ihrem Nacken den Kuß seiner heißen Lippen fühlte. Dann sprang sie auf, und hielt ihre Hände wie abwehrend vor sich hin.

— Was hast du gethan! rief sie mit dem Blick des Schreckens. Du hast mich geküßt, während ich nicht dein bin, ehe ich von meinem Manne geschieden war! die zürnenden Geister werden mich dafür strafen.

Nach einer Stunde war Chataquela auf der Reise nach Calais.

Rudolph versprach, ihr in zwei Tagen zu folgen.

Und hier ist es am Ort zu fragen: ob das Scherz oder Ernst sei, und wenn es Ernst ist, worauf dieser beruhe.

Woher dieser Lebensüberdruß bei einem dreißigjährigen jungen Manne, diese Bizarrerie, diese Verachtung der Welt, diese excentrische Denkweise? Wir wollen diese Fragen beantworten.

Das ist nicht die Krankheit der Leber, sondern der Seele, und zwar meistens großer Seelen, denn kleine Seelen finden sich in der Welt bald zurecht. Das ist der Fluch der Unthätigkeit, der auf Allen ruht, denen das Geschick große Geisteskraft gegeben hat; aber sie mieden und suchten nicht den Wirkungskreis, der ihnen zugewiesen war, und zur Strafe wurde ihnen ihre Geisteskraft zur Geißel, denn sie sahen die Welt für leer, und was sie enthält für nutzlos an, sie hielten nichts für der Mühe, der Liebe, des Nachdenkens werth. Hätten sie es aber gesucht, so hätten sie gefunden, daß es etwas gibt, was der Mühe ihrer Arme, des Ringens ihres

Geistes, und der tiefsten Liebe ihres Herzens werth ist, — und das ist — das Vaterland.

Zehn Tage waren seit Chataquela's Abreise verflossen, und Rudolph wartete noch immer vergebens auf einen Brief von ihr, trotzdem sie ihm versprochen hatte, gleich nach ihrer Ankunft in London zu schreiben.

Endlich entschloß er sich, ihr nach London nachzureisen.

War es eine bloße Unruhe, war es wirklich Liebe, oder nichts weiter als einer jener Wünsche, die man in sich erst erweckt, weil man über den betreffenden Gegenstand lange nachgedacht hat?

Am Abend vor jenem Tag, an welchem er abreisen sollte, ging er in's Theater, und bemerkte, daß er sich noch nie so gelangweilt habe, wie jetzt. Die ganze Welt kam ihm außerordentlich häßlich und dumm vor. Mademoiselle Mars hatte niemals so schlecht declamirt, die Claque nie eine so ungeschickte Impertinenz entwickelt, die jungen Damen in den Logen hatten sich nie so kokett benommen, und die jungen Riesen nie so viel Abgeschmacktheiten gesprochen, wie jetzt; er fühlte Aerger und Pein, wohin er immer sah, endlich sah er nirgends mehr hin, zog sich in den Hintergrund der Loge zurück, und war vollkommen bereit mit dem Ersten Besten, der zu ihm in die Loge tritt, Streit zu beginnen.

Wirklich öffnete sich die Thüre, Rudolph blickte murrend zur Seite, und sah den Grafen Stephan eintreten.

Jetzt ärgerte er sich noch mehr, daß er mit diesem nicht streiten konnte, denn er hatte Respect vor ihm.

Der junge Graf blieb in der Thüre stehen, und sagte:

Ich bitte dich nur auf ein Wort. Eßeti's sind hier, sie sind eben aus London gekommen, haben erfahren, daß du hier bist, und die alte Frau möchte gern mit dir sprechen.

Rudolph machte zu dieser erfreulichen Nachricht ein unaussprechlich saures Gesicht; er stand so schwer auf von seinem Sitz, wie wenn eine große Last bewegt wird, hängte sich verdrießlich an Stephans Arm, und ließ sich von ihm führen, wohin es diesen beliebte.

Graf Stephan öffnete vor ihm eine Parterrelloge.

Die fragliche Familie war eine der vornehmsten Ungarns, und zwei Mitglieder derselben befanden sich in der Loge; die Großmutter, die gemüthliche Gräfin Eßeti, und deren siebzehnjährige Enkelin, mit welcher sie einen Winter in London zugebracht hatte.

Die alt^e Frau behielt noch immer die Mode aus der Zeit des Empire's, das große gepuderte Dupé, das übrigens geunden Matronen-Gesichtern gut steht, die spitze Taille mit dem gestickten blumigen Gürtel, das enge Kleid mit den kurzen Ärmeln, den wie ein Pfauenschweif großen gemalten Fächer, und die bis zu den Ellenbogen reichenden hirschledernen Handschuhe.

Sie nimmt den Ehrensitz ein, der Bühne gegenüber. Ihr gegenüber sitzt ihre Enkelin Flora; ein Gesicht voll hinreißender Schönheit, und eines gewissen heitern Ernstes. Die Ruhe ihres Blickes, die schönen Züge ihres blassen, ovalen Gesichtes, das, wenn man lange darauf sieht, sich mit einem Glorienschein zu umgeben scheint, ihre schmalen Augenbrauen, ihre sanften Augen, ihre fein geschnittenen Lippen bilden ein

harmonisches Ganzes voll so rührender Unschuld, daß bei dessen Anblick selbst der größte Zweifler wieder an weibliche Tugend glauben muß. Es ist eines der Gesichter, die, obwohl schön, doch keine Leidenschaften erwecken.

Die Bühne nimmt ihre ganze Aufmerksamkeit in Anspruch, und wie die beiden jungen Männer eintreten, grüßt sie dieselben mit leichtem Kopfnicken, und mit höflicher Aufmerksamkeit entzieht sie der Bühne ihre Blicke, ohne sie aber völlig den beiden Ankömmlingen zu widmen.

— Sie sind ein böser Mensch, sprach Frau Eséti zu Rudolph mit scherzhaftem Tadel, wenn ich nicht bewaffnete Macht um Sie geschickt hätte, so könnten wir Sie gewiß nicht sprechen. Wir glauben, daß wir ihn im Theater treffen werden, und er zieht sich, anstatt die Logen zu mustern, in die Ecke seines Divans zurück, und schaut nirgends hin; wie können sie die schädliche Neugierde so sehr vergessen? Sie sind ein böser Mensch, Sie entfernen sich immer aus der Stadt, wenn wir ankommen, als ob Sie uns geßiffentlich meiden wollten; aber jetzt haben wir Sie erwischt, und Sie aufgesucht.

— Ich wäre schon gekommen sagte Rudolph, als ihn die gesprächige Dame endlich zu Wort kommen ließ. Ich habe die Verehrung nicht vergessen, die ich Ihnen schuldig bin.

— Nur wäre es Ihnen schwer gewesen, sie zu beweisen, denn morgen reise ich in mein liebes Ungarn.

Ueber Rudolph's Züge flog ein sarkastisches Lächeln, als ob er sagen wollte: sie muß nach Hause reisen, weil man jetzt den Reys einsammelt, und die Schaffsur hält, zu solcher Zeit muß eine gute Hauswirthin daheim sein.

Anstatt dessen sagte er aber.

— Em. Gnaden haben England zu früh verlassen, das lustige Leben, die Wettrennen, die Jagden, die Ausflüge zur See, die Belustigungen auf der Insel Jersey beginnen erst jetzt.

— Meine kleine Enkelin ließ mich nicht länger bleiben, im Winter hat sie immer wiederholt, sie möchte gern zu Hause sein.

Rudolph sah erst jetzt der kleinen Enkelin aufmerksam in's Gesicht; er hatte sie schon vor Jahren als kleines ungezogenes Mädchen oft gesehen, und konnte jetzt sein Staunen über ihre ernste, jungfräuliche Schönheit nicht verbergen. Das Gesicht eines Kindes, das Anfangs gar nichts verspricht, entwickelt sich zuweilen zu einem Ideal.

— Also Fräulein Flora, Sie haben sich in London gelangweilt? fragte er sie, erwartend ob seine Worte sie in Verlegenheit bringen werden.

Indeß hatte die gute Großmutter die liebe Gewohnheit, auf die an ihre Enkelin gerichteten Fragen selber zu antworten, indem sie nicht zugab, daß Jemand das Kind in Verlegenheit bringe.

— Ah, mein Herr, wie hätte sie sich langweilen können? sie ist ja noch ein Kind, das an Allem Vergnügen findet, sie hat noch weder einen Mann, noch Anbeter, um diese Langweile zu kennen.

— Dieses Compliment stecke ich im Namen des ganzen männlichen Geschlechts ein, antwortete Rudolph etwas besser gestimmt, den Frau Eßeki deshalb auszeichnete, weil sie

in ihm unter allen ihr bekannten jungen Männern den besten und feinsten Gesellschafter fand, der ihr zu antworten wußte.

— Also bloßes Heimweh, fuhr Rudolph fort, sich auf die Lehne eines Fauteuils stützend, ein romantisches Schmachten nach der gelblichen Theiß, ein Sehnen nach dem einförmigen Mühlengeklapper im Schatten der Tisza-Báráder Pappeln, nach einem Spaziergang zwischen den Kornfeldern, nach den Zigennergruppen am Ende des Dorfs, wo sie Manteltrommeln schrieben, und nach den sonntäglichen Erbauungen des hochwürdigen Herrn.

— Ach, mein Herr, fahren Sie in Ihren Sarlasmen nicht fort, fiel ihm Frau Eszti ins Wort, wir gehen nicht nach Tisza-Bárád, um die Mühlen klappern zu hören, und Sie haben sehr ländliche Begriffe vom Heimweh, wenn Sie glauben, daß man es nur zwischen den Kornblumen stillen könne, — wir werden auch in Ungarn in einer großen Stadt leben.

— Um so schöner. Debreczin, Szegedin oder meinetwegen Goldmezővársárhely werden Ihnen die seltensten Genüsse bieten. Zum Beispiel in Debreczin mitten in der Stadt eine große Brücke, die sich durch die ganze Gasse hinzieht, und die deshalb eine europäische Seltenheit ist, weil sie über den trockenen Boden führt.

— Sie täuschen sich wieder; wir ehren diese großen, Brot erzeugenden Städte, aber wir werden in Pest wohnen.

— Ah, ich habe vergessen, daß auch Pest in Ungarn liegt. Ich glaube, auch Ew. Gnaden werden dort vergessen, daß

Sie in Ungarn sind. Das ist ja keine ungrische Stadt, sondern eine deutsch-jüdische Colonie, wo man nur im Röröser- und Ketstemetér Hof bei Gelegenheit der Wochenmärkte ein ungarisches Wort hören kann.

— Sei es so, mein Herr. Mit uns werden einige mehr dort sein, von denen man ein ungrisches Wort hören wird. Ich hatte schon längst eine bizarre Idee, und wartete nur, bis meine Enkelin aufwachsen würde. Jetzt werde ich in Pest meinen bleibenden Aufenthalt nehmen. Da Pest ohnedies wenig Prachtgebäude hat (1822), so lassen wir auf einem der vornehmsten Plätze der Stadt ein großartiges Palais aufführen. Zum Sommeraufenthalt wählen wir die Ofner Gebirge, und werden trachten, jede Arbeit durch heimische Künstler und Handwerker ausführen zu lassen; fähigen Dichtern, Künstlern geben wir Gelegenheit, in Pest leben zu können, und wir werden ein großes Haus führen, wo alles Fremde verbannt sein wird; die Modewelt wird auf unsern Tischen ungarische Blätter finden, in unseren Conversationszimmern ungarische Gespräche, und in unseren Salons ungarische Musik hören. Oder glauben Sie, daß es uns nicht gelingen werde, einen Kreis zu bilden?

Bei dieser Frage blickte Frau Eszti stolz auf ihre Enkelin.

— Ganz gewiß, antwortete Rudolph, auch ich wäre der ewige Satellit von Ew. Gnaden, wenn ich das Glück hätte, von gleichem Heimweh beiseelt zu sein.

— Lieber Rudolph, sprach Frau Eszti ernst, indem sie seine Hand ergriff. Sie begehen ein Unrecht gegen sich selbst,

wenn Sie Ihr heiligstes Gefühl verkäugnen. Dieser traurigen Erscheinung begegnet man kaum anderswo, als in unseren Kreisen. Ich übersehe die Reihe der Logen, und finde fünf, sechs ungrische Magnaten, die beständig hier wohnen, hier ihr Vermögen, und was noch mehr ihre Geisteskraft verschwenden; aber wie viel könnten sie zu Hause nützen! Sehen Sie, ich verstehe keine Politik, ich weiß nicht, ob unsere Magnaten in Ungarn eine Rolle zu spielen haben, aber das weiß ich, daß, wenn ein Volk gerade von denjenigen verlassen wird, welche die reichsten und vornehmsten sind, es verarmen und abnehmen muß.

— Andere könnten noch nützen, gnädige Frau, erwiderte Rudolph mit kaltem Lächeln, aber was kann ich thun, ich bin ein unnützer Mensch.

— Nicht so, lieber Rudolph, das weiß ich besser. Ich kenne das Leben, weil ich schon lange lebe. Die Lebensweise unserer Herren ist folgende: Bis zu ihrem sechszehnten Jahr sind sie Kinder, von denen spricht man nicht, da lernen sie Gutes und Schlechtes untereinander; — von sechszehn bis zwanzig sind sie träumerisch, dichterisch oder wenigstens schmachkend verliebt, — von zwanzig bis fünf und zwanzig stürzen Sie sich in alle Freuden der Welt, sie werden wilde Freudenjäger, und wenn sie zuletzt glauben, allen Genüssen auf den Grund gekommen zu sein, dann beginnen sie blasirt zu sein, verleugnen ihre Leidenschaften, ihr Herz, selbst die Wärme ihres Bluts, lächeln, oder thun auch das nicht, wenn man vor ihnen von Liebe spricht, möge diese einen Freund, ein Weib oder das Vaterland betreffen, — sie spielen mit ihrem

Leben, wie mit einem Spielzeug, dessen man überdrüssig ist, das keinen Werth mehr hat; sie werfen ihr Leben weg, wie eine Zitronenschale, deren Saft sie bis zum letzten Tropfen ausgepreßt haben; das dauert bis zu ihrem dreißigsten Jahre, dann erst eröffnet sich dem Mann die Welt seines Herzens, dann erst beginnt er wahrhaft zu leben, richtig zu sehen, zu fühlen, dann wird er ein Menschenfreund, ein Patriot, ein guter Mann, kurz ein glücklicher Mensch. Sehen Sie, Rudolph, — und Sie sind noch nicht dreißig Jahre alt.

Rudolph wartete mit Ungeduld bis die Gräfin mit ihrem Text zu Ende sei, und dann ließ er sich das Wort ent-
schlüpfen.

— Ein neuer Gott müßte entstehen, der mich zu einem neuen Menschen umschaffe.

Man muß es in der That nur seinem außerordentlich aufgeregten Gemüth zuschreiben, daß er so was sagen konnte, da er sonst die Ehrfurcht vor Gott nicht zu verlehen pflegte.

Frau Eséti nahm an seinen Worten ein ernstliches Aergerniß.

— Lieber Rudolph, es ist mir nicht lieb, von Ihnen ein solches Wort zu hören. Sehen Sie, ich bin keine Frömmlerin, aber ich höre es nicht gern, wenn man den Namen Gottes nicht mit Ehrfurcht ausspricht. Wenn man auch in Paris eine Tänzerin aus dem Ball Mabilie auf den Altar gestellt hat, so ist Gott doch allmächtig geblieben, und seine Wunder sind nicht bloß in den Elementen zu sehen, sie geschehen auch in den Herzen der Menschen.

Rudolph seufzte tief auf, als wollte er sich fragen: ob es

einen Gott geben werke, der ihn bewahre, mit einem kalten, ausgebrannten Herzen zu sterben, und der ihn lehren werde zu leben und zu fühlen.

Indeß hielt er es für gut, dem emphatischen Gespräch eine andere Wendung zu geben, wandte sich zu Flora und fragte sie, wie sie sich in London unterhalten habe, und von was man dort in der letzten Zeit am meisten spreche.

Das Mädchen erhob ihre großen schwarzen Augen, und ihr zauberhaftes Gesicht zu dem Fragenden, und antwortete ihm mit dem richtigen Tone, der das Publikum nicht stört, und den in der Loge Anwesenden nicht als Flüßtern erscheint.

— D jezt hat sich in London etwas Trauriges zugetragen, die ganze Modewelt trauerte. Eben zwei Tage bevor wir abreisten, hat man dort den berühmtesten Mann und die berühmteste Frau Englands begraben.

— Ah, davon wissen wir noch gar nichts, sagte Rudolph, und dachte: dieses kleine, einfältige Mädchen hält gewiß den Lord Mayor, oder einen General für den berühmtesten Mann, und ihre berühmte Frau ist gewiß irgend eine Ordensdame.

— Und wer waren jene beiden berühmten Leute? fragte er Flora, wie man die Kinder auszufragen pflegt.

— Der berühmte Mann, sagte das Mädchen mit einiger Exaltation, die ihrem edlen Gesicht gut stand, war der größte Geist seiner Zeit, der unsterbliche Dichter, Lord Byron.

Als hätte er einen elektrischen Schlag in allen seinen Glied-

dern gespürt, so wurde Rudolph bei dieser Nachricht erschüttert, sein Gesicht wurde blaß, an seinen Schläfen und an seiner weißen Stirne war der Puls sichtbar, er war einen Augenblick wie besinnungslos.

— Und wer war die Frau, fragte er mit beengter Stimme, als ihm die Sinne zurückgekehrt waren.

— Diese Frau war die Tochter eines andern Klimas, die den Dichter sehr liebte, und ihn vor ihren Göttern zum Mann nahm; und als der Mann starb, starb auch sie nach heimischer Sitte, indem sie ihren Kioß anzündete. Haben Sie vielleicht den Namen „Chataquela“ schon gehört?

Rudolph schwieg.

Vielleicht ist Byron gestorben, ehe sie sich noch von ihm scheiden konnte, — und das indische Weib hielt es für Pflicht, nach ihm zu sterben. Sie kam Rudolph zuvor, anstatt ihm in den Tod zu folgen.

Also gibt es doch eine göttliche Macht, die dem lebensüberdrüssigen Menschen die zum Selbstmord bestimmte Waffe aus der Hand windet.

Rudolph fühlte einen heiligen Schauer durch seine Glieder rieseln, als ob er eine Stimme hörte, durch welche Saul zu einem Paul bekehrt wurde.

Wunderbar! Als er wieder zu sich kam, fühlte er sich durch diese Nachricht nicht unangenehm berührt; er fühlte eine Befriedigung, wie Einer, der aus einem ängstigenden Traum erwacht, und sich freut, daß das, was er gesehen, nur ein Traum gewesen sei.

Zu seinem Glück gewahrten die Anwesenden nicht, was in

diesem Augenblick in ihm vorging, denn ein Monolog der Mars nahm ihre Aufmerksamkeit in Anspruch.

— Wie gut declamirte heute die Mars.

Und wohin er immer blickte, er sah Alles mit andern Augen, die Menschen waren besser und schöner als je, und als seine Blicke auf das Gesicht der vor ihm sitzenden Flora zurückkehrten, schaute er selbstvergessen auf diese schönen, edlen Züge, bis das Mädchen erröthete, wie die vom Sonnenstrahl gereifte Frucht.

Auf einmal wandte sich ohne alles Appropos an Frau Eszti, die ihren Gast für zerstreut zu halten begann.

— Wann reisen die Damen nach Ungarn?

— Morgen, zeitlich in der Früh.

— Erlauben Sie mir, Ihr Begleiter zu sein?

Diese Frage war so überraschend, so unerwartet, daß Niemand darauf antwortete.

Indeß war dieses Schweigen, dieses Staunen Antwort genug.

Rudolph nahm plötzlich seinen Hut, und verabschiedete sich.

— Ich muß eilen, meine Sachen in Ordnung zu bringen, und meinen Wagen zu bestellen, damit ich nicht zurückbleibe.

Und hiemit verneigte er sich mit der Beweglichkeit eines glücklichen Menschen und stürzte fort.

Als er fort war, beugte sich Graf Stephan zu Flora's Hand

nieder und flüsterte, indem er ihre zarten weißen Finger mit seinen Lippen berührte.

— Ich danke Ihnen.

Flora fragte erstaunt :

— Warum ?

— Daß Sie einen wackern Mann seinem Vaterlande zurückgegeben haben.

Die schöne Jungfrau schüttelte den Kopf und bedeutete dem Grafen, daß sie ihn nicht verstehe.

Und das war doch so einfach.

Rudolph eilte indeß schnell über die Treppe, stieß an einer Ecke den Marquis Debry fast über den Haufen, der ihm, sobald er ihn erkannte, nachellte, und ihn zum Stehen nöthigte.

— Bleiben Sie doch stehen ! Das ist eine Wette, die beide gewonnen haben. Haben Sie noch nicht gehört, daß Chataquela gestorben ist ? Ja, sie hat sich verbrannt, nachdem ihr Mann gestorben war. Also haben Sie die Wette gewonnen. Aber sie hat sich nicht nach Ihrem Tode verbrannt, darum hat Abellino nicht verloren.

— Ich habe es schon gehört, sagte Rudolph, die Helterkeit des Marquis vollständig theilend ; und sich von ihm befreiend, eilte er sich in seine Kutsche zu werfen, und nach Hause zu fahren.

Während er fuhr, wollte er sich noch Vorwürfe machen, daß er über den Tod dieses Weibes nicht die geringste Traurigkeit zu fühlen vermochte, trotzdem ihre liebevolle Selbstaufopferung so groß war. Aber vergebens, die Gefühle lassen sich

nicht erzwingen ; er hatte ein Gefühl, als ob er eben eine reiche Erbschaft gewonnen hätte ; er möchte gern , es schiedte sich auch, daß er traurig sei, aber andere, mächtigere Empfindungen verdrängen die Trauer.

Er begann, sich einen herzlosen, feigen Menschen zu schelten, der sich freut, weil er von einer tödtlichen Wette durch den Tod eines liebenden Weibes befreit sei, und als er nach Hause kam, nahm er sein Tagebuch vor, um die Eindrücke jener Tage sich wieder vorzuzaubern, die er in Erinnerung an Chataquela verlebt hatte.

Doch ehe er zu diesen Blättern gelangte, mußte er noch andere aufschlagen, in welchen die Erinnerung an längst vergangene, und jetzt wiederkehrende Gefühle niedergelegt war : Ein oder das andere Portrait lange nicht gesehener Verwandten, die Zeichnung einer romantischen Gegend an den Ufern der Donau, eine in ihrer Farbe noch wohl erhaltene Blume, die aus den Blättern fällt, und die ihn an jene Jugendjahre erinnert, welche er zwischen den Alpen Siebenbürgens verlebt hat, die ersten Ergüsse seiner Phantasie, eine graue Locke seines verstorbenen Vaters, — endlich ein zärtlicher Brief seiner Mutter, den sie ihm in die Fremde geschickt hatte, während sie selbst sich von dem Grabe des geliebten Mannes nicht trennen konnte, das sie jetzt mit ihren Thränen benetzt.

An allen diesen Erinnerungen blieb Rudolph's Seele haften, bei manchen verweilte er lange, und als er zu den letzten Blättern kam, die er in einem ungewohnten, außerordentlichen Gefühl, oder besser unter dem Einfluß der Blasirtheit

geschrieben, hielt er diese Gedanken für so lächerlich, daß er sich schämte, sie durchzulesen.

Er machte noch einen Versuch in dem Kampf gegen sich selbst, — er nahm den Bleistift, und versuchte es, Chataquela's Portrait aus dem Gedächtniß zu zeichnen, was ihm bei seiner lebhaften Phantasie und seiner Fertigkeit im Zeichnen sonst zu gelingen pflegte.

Niedergeschlagen, nahm er wahr, daß er sich jetzt dieses Gesicht nicht vorstellen konnte. Er rief sich jene Stunde in Erinnerung, in welcher er Chataquela in so glänzendem Licht gesehen hatte, aber das Bild wollte ihm nicht gelingen; das Gesicht war zu lang, die Augen matt, zu wenig offen, die Augenbrauen zu schmal, die Lippen zu ernst, und als er fertig war und es vor sich hinhielt, um zu sehen, ob es getroffen sei, gewahrte er erstaunt, daß er nicht Chataquela's, sondern Flora's Bild gezeichnet habe. Rudolph fühlte die Nähe eines erhabenen Geistes, er fühlte, daß er in dieser Einsamkeit nicht allein sei, um ihn, über ihn, überall fühlte er eine höhere, Macht, die nicht bloß in den Elementen ihre Wunder wirkt, sondern auch in den Herzen der Menschen.

Unwillkürlich faltete er die Hände, ein Seufzer entstieg seiner Brust, und in seinen Augen glänzte eine Thräne; es war der erste Seufzer, die erste Thräne, seit den abgeschlossenen Tagen der Kindheit.

Dann nahm er den Zeichenstift noch einmal zur Hand stellte sich das Gesicht der schönen erröthenden Flora lebhaft vor, verbesserte einige Züge des Bildes, und siehe, es war

ein vollkommen ähnliches Portrait, voll Lieblichkeit und mit dem Ausdruck der Liebe.

Rudolph küßte das Bild unwillkürlich. Er fühlte die jugendliche Wärme des Erröthens in seinem Gesichte. Neue Gefühle, neue Wünsche belebten ihn, und die Welt erschien ihm in neuem Lichte.

Ruhig und heiteren Gemüths traf er die Vorbereitungen zu seiner Reise nach dem schönen, armen Ungarn.
